

Wylain pag. 260.

3606

E. f. 166



Der
Romanenfreund.

No. 5.

Berlin, 1800.

Bei Wilhelm Dehmigke dem Jüngern.



Goe 2510(5)

L 40,449

Inhalt.

	Seite.
Antonie	1
Lebenslauf eines Unglücklichen .	31
Liebe und Rache	155
Treue und Edelmuth	189
Don Diegos nächtliches Aben- theuer	251
Wilhelm Glammer	263

Anto-

U n t e r
E i n e
w a h r e G e s c h i c h t e.

Fortsetzung und Beschluß der in No. 2. abgebro-
chenen Geschichte.

Antonie hatte kaum den Giftbecher geleert, so sprang der Ritter, der aus einem versteckten Winkel des Gartens die ganze Greuel-Szene mit angesehen hatte, herbei. Er bemerkte, daß auf dem Boden des Bechers ein Saß von dem Trank, der aus Arsenik und in Scheidewasser gerührtem Sublimat bestand, übrig geblieben war. Mit einer großen silbernen Nadel schabte er sorgfältig alles, was an den Seiten sich angesetzt hatte, zusammen, that es zu diesem Bodensaß, und reichte es der Marquise, mit dem Befehl, es auszutrinken. Die Unglückliche behielt es im Munde, ohne es zu verschlucken, sank auf die Erde, als ob sie schon den Tod vor Augen sähe, und spie unvermerkt alles weg,

was sie im Munde behalten hatte. — „Um „Gottes Willen“ rief sie endlich, „Ihr habt meinen Leib getödtet, tödtet nicht auch meine Seele; Schickt mir einen Beichtvater!“ —

Das uns bekannte weibliche Ungeheuer und der Ritter brachten sie jetzt unverzüglich auf ihr Zimmer. Hier schlossen sie hinter sich die Thüre zu, und riefen den Vicarius des Orts, der im Hause wohnte. Dieser Mensch hieß Perette, war Informator des Marquis und stets sein innigster Vertrauter gewesen.

Die Marquise hatte die Gegenwart des Geistes bei dieser gräßlichen Scene nicht einen Augenblick verlohren, und absichtlich den Becher mit Gift gewählt, weil sie auf ihre gute Constitution baute; jetzt, als sie sich allein sah, beschloß sie, zu entfliehen. — Sie warf einen einzigen taffetnen Rock über, und öffnete ein Fenster, das auf den innern Hof des Schlosses ging, und zwei und zwanzig Fuß

ohngefähr von der Erde erhaben war. Sie würde mit dem Kopf zuerst hinuntergestürzt seyn, und sich zerschmettert haben, wenn nicht Perette, der in dem Augenblick hereintrat und ihre Flucht verhindern wollte, sie bei dem Rock erhascht und so die Richtung ihres Körpers verändert hätte. — Sie fiel auf die Füße, die sie sich bloß ein wenig auf dem harten steinigen Boden beschädigte. Von dem Gewicht ihres Körpers zerriß der Rock, wovon ein Stück in den Händen des Geistlichen blieb. Dieser Bösewicht warf ihr sogleich einen großen Krug mit Wasser nach, der neben dem Fenster stand, und würde sie ohnstreitig sogleich damit getödtet haben, wenn er sie getroffen hätte; allein der Krug fiel, einen Schritt etwa neben ihr, schadlos nieder.

Sobald sie auf dem Boden war, steckte sie ihre Haare, so tief sie konnte, in den Hals, und weil sie viel gegessen hatte, so ward

es ihr leicht, sich zum Brechen zu reizen. Die Speisen hatten verhindert, daß das Gift die Wände des Magens nicht geradezu angreifen konnte, und sie fühlte sich etwas erleichtert. —

Allein alle Ausgänge des Hofes und selbst der Stall waren verschlossen. Zum Glück fand sie einen Stallknecht. — „Ich bin des Todes“ rief sie, „wenn du mir nicht den Stall aufmachest und mich hinauslässest!“ — Der Zustand, in welchem er seine Herrschaft erblickte, rührte den Kerl; ohne sich bei Fragen aufzuhalten, nahm er sie auf seine Arme, trug sie durch den Stall aus dem Schloß, und überlieferte sie den ersten Frauenspersonen, die er antraf. —

Indessen hatte Perette die Mörder von der Flucht ihrer Schwägerin benachrichtiget, und während diese auf gut Glück nach Schuß herumirrte, setzten sie ihr nach, und schrien, daß sie verrückt sey, und hysterische

Anfälle habe. Und in der That, wer die Marquise von Gange mit bloßen Füßen, in einem zerrissenen Rock, mit fliegenden Haaren, zerstörtem Gesicht und um Hülfe schreiend laufen sah, mußte nothwendig glauben, daß sie nicht recht bei Sinnen sey.

Dreihundert Schritte vom Schlosse, bei dem Landhause des Herrn des Prats, holte sie der Ritter ein, und zwang sie mit Gewalt, hineinzugehen. Der Abbe blieb, mit dem Pistol in der Hand, in der Thür stehen und drohte jeden niederzuschießen, der sich ihm nähern würde, weil er nicht wollte, sagte er, daß man Augenzeuge von den Thorheiten seiner Schwägerin seyn solle.

Der Herr des Prats war nicht zu Hause und seine Frau hatte einige von ihren Freundinnen bei sich. — Antonie schrieb beständig, sie sey vergiftet. Eine von den anwesenden Damen gab ihr heimlich eine Schachtel Theriak, wovon sie einige Stücke in den Mund

nahm, wenn der Ritter, der mit großen Schritten in der Stube auf und abging, ihr den Rücken kehrte. Eine andere gab ihr ein Glas Wasser, allein der Ritter schlug es seiner Schwägerin zwischen den Zähnen entzwei, und sagte zu den Damen, er bäte sich aus, daß sie sie verließen, und nicht in ihren Thorheiten bestärkten. Er sey hier, um auf ihr Acht zu geben, und er würde sie nicht eher verlassen, als bis sie sich besser befände.

Antonie schmeichelte sich, daß sie den Bösewicht vielleicht noch erweichen könne; sie ersuchte die Gesellschaft, sie mit ihm allein zu lassen, und in ein Nebenzimmer zu gehen. — Es geschah. — Sie fiel ihm hier zu Füßen, erinnerte ihn von neuem an ihre vorigen vielfältigen Gefälligkeiten, und schwur, daß sie Alles, was vorgefallen, vergessen, und in Zukunft nur von seinem Willen abhängen wolle. — Statt der Antwort

zog das Ungeheuer den Degen, versetzte ihr zwei Stiche in die Brust, und als sie, Hülfe rufend, nach der Thüre eilte, noch fünfse von hinten, und zwar mit solcher Hefigkeit, daß der Degen zerbrach, und ein Stück in der Schulter stecken blieb. Hierauf lief er zum Abbe, der noch immer die Thüre bewachte, und sagte: „Komm Bruder, es ist geschehen!“ — —

Auf den Lärm eilten die Damen in Antoniens Zimmer, und fanden sie im Blute schwimmend. In der Hoffnung, daß noch Hülfe möglich sey, rufen sie sogleich nach einem Wundarzt. Der Abbe, der dies hörte und fürchtete, daß seine Schwägerin gerettet werden möchte, sprang ins Haus zurück, drang bis zur Marquise, setzte ihr ein Pistol auf die Brust und drückte los; allein das Pulver brannte von der Pfanne, auch fiel ihm eine der Anwesenden in den Arm. — Er stieß sie von sich, kehrte das Pistol um, und woll-

te der Unglücklichen so den Kopf zerschmettern; da jedoch alle mit vereinigten Kräften über ihn her stürzten, und auf ihn los schlugen, so sah er sich genöthigt, sein Vorhaben aufzugeben und die Flucht zu ergreifen. —

Man verriegelte alsbald die Thüre, und suchte nun Antonien zu Hülfe zu kommen. Eine von den Frauenzimmern stillte das Blut und zog das Stück Degen aus der Wunde, wovon die Spitze so fest in den Knochen steckte, daß man beim Herausziehen, auf der Marquise eigene Bitte, das Knie gegen ihre Schultern stemmen mußte. — Die Wunden wurden verbunden und keine tödtlich gefunden.

Die Bürgermeister des nahe liegenden Städtchens Gange kamen mit gewaffneter Mannschaft und boten Antonien ihren Beistand an, den sie auch annahm; man umgab das Haus des Prats mit Wache, und setzte den Mördern nach, doch ohne sie ein-

holen zu können. Es war neun Uhr des Abends, als der Vorfall mit Antonien sich ereignete; sie nutzten die Dämmerung, um zu entweichen, und Aubenas, ein Landgut des Marquis, zu erreichen, das über eine Stunde entfernt lag. Wechselseitig machten sie sich die heftigsten Vorwürfe, daß sie ihren Anschlag verfehlt hatten, und wurden so uneinig, daß sie sich vor Wuth einander selbst umbringen wollten. Sie waren sogar unentschlossen, ob sie nicht umkehren, und den Mord vollenden sollten. Allein sie sahen voraus, daß bei dem Aufsehen, welches ihr Verbrechen gemacht hatte, man ihnen sicher aufpassen und sich ihrer bemächtigen würde. Sie suchten sich daher vor einem schimpflichen Tode zu retten, kamen in die Nachbarschaft von Agde und schifften sich in der Gegend von Gras de Putaval ein.

— Wir werden in der Folge hören, was aus ihnen geworden ist. —

Man leistete der Marquise alle mögliche Hülfe, und ließ schleunig Wund- und andere Aerzte aus Montpellier kommen. Der ganze Adel aus der Nachbarschaft erschien, ihr den lebhaftesten Antheil an ihrem Unglück zu bezeugen. — Der Marquis war noch zu Paris, als er von dem Mordmord seiner Gemahlin benachrichtigt wurde. Wahrscheinlich hatte er, bei der Verabredung ihres Todes mit seinen Brüdern, nicht geglaubt, daß ihre Wuth sie zu solchen öffentlichen und grausamen Excessen verleiten, sondern daß sie vielmehr den verborgenen Weg eines starken, heimlich beigebrachten Giftes wählen würden. — Er schien bei der Nachricht ganz bestürzt, brach endlich in Verwünschungen gegen seine Brüder aus, schwur ihnen Rache und Tod, und spielte seine Rolle in Gegenwart des Kurirs recht gut. — Dieser Kurir war der Bediente des Abbe, den dieser selbst an sei-

nen Bruder mit dieser Botschaft abgefertigt hatte; ein Umstand, der in der Folge den Marquis noch verdächtiger machte. Auch eilte er nicht im geringsten, zu seiner Gemahlin zu kommen; hielt sich noch den folgenden Tag in Paris auf, und besuchte verschiedene Personen, gegen die er keine Silbe von dem Unglück der Marquisin erwähnte. — So langsam, als es ihm nur irgend möglich war, trat er die Rückreise an, und ließ sich bei seiner Ankunft durch einen Geistlichen anmelden. — Die Kranke empfing ihn mit allen Merkmalen wahrer Zärtlichkeit, wie sie der beste der Männer nur hätte erwarten können, und machte ihm bloß einige Vorwürfe, daß er sie verlassen zu haben schien. Sie reichte ihm die Hand und versicherte ihm, daß er ihre ganze Hochachtung besitze. —

Der Marquis machte den Versuch, diese Stimmung seiner Gemahlin zu nutzen, und

sie zu bitten, die Deklaration zu widerrufen, welche sie in Gegenwart des Magistrats von Avignon gethan hatte, und welche den Vicelegaten bewog, die Registrirung des zweiten, zu Gange geschmiedeten Testaments, dem Marquis abzuschlagen. Allein Antonie antwortete, daß sie ihr Avignoner-Testament nie ändern werde, weil es ihr wahre und letzte Willensmeinung enthalte. — Man vermuthet, daß der Marquise in diesem Augenblick über die wahren Gesinnungen ihres Mannes die Augen aufgiengen, daß sie sich aber Gewalt anthat, nichts davon merken zu lassen; denn was hatte sie nicht von einem solchen Menschen zu fürchten, wenn er muthmaßen konnte, daß man ihn für einen Mitschuldigen halte.

Des Testaments ward nun nicht wieder erwähnt, und der Marquis blieb bei seiner Gemahlin, die noch immer in dem Hause des Herrn des Prats lag. Sie hatte zwar

sehnlich verlangt, zu ihrer Mutter nach Montpellier gebracht zu werden, allein die Aerzte setzten sich wider eine solche Transportirung, weil sie ihrem Leben gefährlich werden könne. — Ersterer eilte daher zu ihrer Tochter, und war nicht wenig erstaunt, den Marquis bei ihr und auch in so gutem Vernehmen zu finden. Sie blieb nur einige Tage, denn der Anblick eines Mannes, den sie für das Haupt der Mörderbande hielt, war ihr unausstehlich.

Antonie verlangte das Heil. Abendmal zu genießen. Allein wie entsetzte sie sich, als sie den uns bekannten Perette hereintreten sah, der, als Gehülfe ihrer Mörder, sie bei dem Rock zurückhalten wolle, und den Krug Wasser nach ihr warf! — Sie glaubte, daß er sie vergiften wollte, und weigerte sich schlechterdings, die Communion zu empfangen, wenn er nicht selbst zuvor die Hälfte der Hostie genösse. Er that es, und die

beruhigte Marquise communicirte hierauf, wobei sie ihren Mördern förmlich verzieh, und die Umstehenden bat, Gnade für sie bei der Justiz auszuwirken. —

Die Annäherung des Todes, dem sie, wie sie wohl selbst fühlen mochte, nicht anders als durch ein Wunder entgehen konnte, hatte sie unempfindlich gegen alle Freuden der Welt gemacht. Sie blieb gleichgültig bei den Lobeserhebungen, welche man ihrer Schönheit ertheilte, die nie blühender und reizender gewesen war, als in dieser Krankheit. — Ihr Sohn mußte beständig zum Haupte ihres Bettes verweilen, und sie bot alle mütterliche Ueberredungskunst auf, ihm die Rachsucht auszureden, die sich in seinem jungen Herzen gegen die Mörder seiner Mutter regte. —

Alein die Gerechtigkeit konnte eine solche schwarze That nicht ungerügt lassen. — Das Parlament von Toulouse schickte den Herrn

Herrn von E. ab, um die Marquise zu vernehmen, und die nöthigen Untersuchungen an Ort und Stelle selbst anzuordnen. Er hatte gleich nach seiner Ankunft eine geheime Unterredung mit Antonien, und mußte sie zu einer umständlichen und genauen Erzählung ihrer traurigen Geschichte zu bewegen. Sie gestand ihm zugleich, daß sie höchst ungern hier bleibe, weil sie gerechte Ursache habe, sich daselbst nicht sicher zu glauben, und bat ihn, sie an einen andern Ort bringen zu lassen. — Der Herr von E. versicherte ihr, daß sie nun ganz ruhig und ohne alle Furcht seyn könne; aber er war doch nicht im Stande, ihr den Widerwillen vor dem Schauplatze dieses Trauerspiels aus dem Sinne zu reden. — Dieses Verhör, das in ihre Seele das detaillirte Bild der schrecklichen, mit ihr vorgefallenen Auftritte lebhaft zurückrief, vermehrte ihre Krankheit. Sie brachte die

Nacht in entsetzlichen Schmerzen zu, und starb gegen Morgen. — —

Herr von C. ließ den Perette und den Marquis, der seit seiner Ankunft zu Gange sich alle Abende mit jenem eingeschlossen hatte, in Verhaft nehmen; Letzterer sagte zu denen, die sich seiner bemächtigten, es sey unnöthig, Gewalt zu brauchen, er selbst werde die Mörder seiner Frau durch die ganze Welt verfolgen. — Man versiegelte alles bei ihm, und führte ihn ins Gefängniß nach Montpellier, wo er des Nachts ankam. Alle Einwohner waren an den Fenstern; man hatte die Häuser erleuchtet, um ihn vorbeiführen zu sehen, und Jedermann überhäufte ihn mit Glüchen und Verwünschungen. —

Man öffnete Antoniens entseelten Körper. — Keine von den Wunden war die

Ursache ihres Todes gewesen, das Gift allein hatte sie getödtet. Es hatte ihre Eingeweide verbrannt; selbst das Gehirn war schwarz. Die Natur, die sie mit allen Reizen der Schönheit geschmückt, hatte auch alle Theile ihres Leibes in einer so vollkommenen Proportion geordnet, daß sie der stärksten und besten Gesundheit genoß. — Das stärkste Gift kämpfte neunzehn Tage lang mit einer so regelmäßigen Organisation, und während dieses Kampfes schien die Natur die Annehmlichkeiten ihres Meisterstückes noch zu erhöhen. Nie war die Marquise schöner gewesen, nie hatte sie eine lebhaftere Farbe, funkelndre Augen, nie eine sanftere und feilere Stimme gehabt. — Die Mutter hatte sich kaum in den Besitz des Nachlasses ihrer Tochter gesetzt, so erhob sie auch schon die Klage gegen ihre Mörder, unter welche sie auch den Marquis begriff. Er wurde in die

Gefängnisse von Toulouse gebracht, wo der Herr von E. ihn zu wiederholtenmalen verhörte. Alle Richter waren überzeugt, daß der Marquis schuldig sey, allein sie glaubten nicht, daß man bloßer Wahrscheinlichkeit wegen Jemand die Todesstrafe zuerkennen könne.

Endlich that das Parlament von Toulouse den Ausspruch. — Der Abbe, der Ritter von Gange und die uns bekannte weibliche Creatur — die sich aber ebenfalls, noch zeitig genug, mit der Flucht gerettet hatte — wurden verurtheilt, lebendig gerädert zu werden; der Marquis wurde seines Adels entsezt, sein Vermögen zum Besten des Königs confiscirt, und er auf ewig aus dem Königreich verwiesen; der Priester Perette wurde lebenslänglich auf die Galeeren verwiesen, starb aber auf dem Wege dahin. —

Der König gab dem Grafen von Gange

die confiscirten Güter seines Bruders zurück, und dieser schenkte sie seinem Nessen, dem Sohn der Marquise, sobald er seine männlichen Jahre erreicht hatte. — Der Marquis hielt sich, nach seiner Verurtheilung, einige Zeit verborgen, fand aber in der Folge Mittel, sich bei dem Intendanten von Languedoc, einem erklärten Hugonotten-Feind, einzuschmeicheln, indem er die Neu-Bekehrten in der Gegend zum Messenhören anhielt, und diejenigen anzeigte, welche es nicht thaten. Der Schuß des Intendanten verschaffte ihm mehr Freiheit, und er lebte öffentlich auf dem Schlosse Gange, das jetzt seinem Sohne durch die Schenkung seines Oheims gehörte.

Dieser Sohn war Hauptmann unter einem Dragoner-Regimente, und hatte durch seine persönliche Eigenschaften und die Güte seines Herzens vergessen gemacht, daß er ein

Sohn des Marquis sey. Jedermann schätzte und liebte ihn, und bei den Dragonaden gegen die Hugonotten, woran auch sein Regiment Theil nahm, zeichnete er sich durch manchen edlen und schönen Zug von Mitleid aus. Er heirathete die schöne und reiche Tochter eines Neubekehrten, und ließ sie auf dem Schlosse Gange bei seinem Vater, dem er sie auf das zärtlichste empfahl, und kehrte zu seinem Regimente zurück. —

Raum war er abgereist, so jagte der Marquis, unter dem Vorwande, daß sie eine Neubekehrte sey, eine Kammerfrau seiner Schwiegertochter fort, die sie sehr liebte, und die von Kindheit an bei ihr gewesen war. Sie befand sich nun mit ihrem schrecklichen Schwiegervater ganz allein in einem Schlosse, wo er als Herr befahl, und zitterte, wenn sie täglich in demselben Zimmer speisen mußte, wo die Mutter ihres Man-

nes ihr Leben so grausam geendet hatte. Ihr Schrecken und ihre Angst stiegen auf das Höchste, als sie in dem Marquis einen leidenschaftlichen Anbeter fand. — Pflicht und Liebe hielten sie ab, seinen lasterhaften Anträgen Gehör zu geben; allein ihre Lage war äußerst kritisch, und durch so frische Beispiele ihrer unglücklichen Schwiegermutter entseßlich. Eine Reise durfte sie nicht vorgeben, denn der Marquis würde sie nie zugegeben haben; an ihren Vater oder Verwandte durfte sie nicht schreiben, weil es Neuheferte waren, und der Marquis alle Briefe an solche erbrach. Es blieb ihr also nichts übrig, als sich an ihren Mann selbst zu wenden, da bei Briefen an ihn, als einen Alt-Katholiken, der Vorwand des Eröffnens wegfiel. —

Sobald der Hauptmann den Brief seiner Gemahlin empfing, wurde er durch die Gefahr, in welcher sie sich befand, in die

äußerste Bestürzung gesetzt; er nahm Kurirpferde, eilte nach Versailles, warf sich dem König zu Füßen, und bat ihn, seinen Vater anzuhalten, das Verbannungsurtheil des Parlaments zu befolgen.

Der König wunderte sich nicht wenig, da er hörte, der Marquis habe sein Exil gebrochen. Er gab sogleich Befehl, ihm den Prozeß von neuem zu machen, wenn man seiner im Königreiche habhaft werden würde. — Der Graf von Gange, sein Bruder, der eben am Hofe war, erfuhr den Vorgang sogleich, nahm Post und eilte nach Gange, um den Marquis zu rathen, auf das schleunigste aus dem Schlosse und nach Avignon ins Päpstliche Gebiet zu flüchten. — Er that dies, und nie erfuhr man in der Folge etwas von seinem fernern Schicksale. —

Was die beiden übrigen Mörder betrifft,

so begab sich der Ritter nach Venedig, und trat in die Dienste der Republik. Er wurde nach Candia geschickt, welches die Türken seit zwei und zwanzig Jahren belagerten, und fand hier wahrscheinlich seinen Tod, da von dieser Zeit an alle Nachricht von ihm verschollen war. —

Der Abbe rettete sich nach Viane in Holland, das damals dem Grafen von der Lippe gehörte. Er machte hier Bekanntschaft mit einem Edelmann, der ihn dem Grafen als einen Französischen Flüchtling, unter dem Namen Martelliere, vorstellte. — Da der Graf in der Unterredung mit ihm vielen Witz, viel Kultur, und eine Menge Kenntnisse, sonderlich im Fache der schönen Wissenschaften entdeckte, so vertraute er ihm die Erziehung seines neunjährigen Sohnes. Die Talente des Hofmeisters, von den natürlichen Gaben des jungen Zöglings

unterstützt, bildeten bald einen der vollkommensten Jünglinge aus ihm, und der vorgebliche Martelliere gewann das Vertrauen und die Achtung des Grafen und seiner Gemahlin in einem so hohen Grade, daß nichts im Hause ohne seinen Rath geschah, und daß er die Seele dieses kleinen Staates war. — Einige Französische Ausgewanderte, die sich zu Viane niederlassen wollten, wendeten sich an ihn, und baten ihn um seine mächtige Vorsprache; allein der Abbe, der befürchtete, daß ein solches Etablissement Gelegenheit zu seiner Entdeckung geben könnte, brachte es bei dem Grafen dahin, daß ihnen die Erlaubniß abgeschlagen wurde. — Sein Ansehen wuchs endlich so sehr, daß er sich schmeichelte, sogar Ansprüche auf die Hand einer jungen und lebenswürdigen Hofdame, einer weitläufigen Verwandtin der Gräfin, machen zu können,

die er liebte, und von der er wieder geliebt wurde.

Die Gräfin sprach mit der Hofdame über diese Liebschaft, und sagte ihr, daß sie zwar den Herrn Martelliere schätze, daß sie aber nie die Einwilligung zu einer solchen ungleichen Heirath geben werde. — „Es ist ein ganz ehrlicher Mann,“ setzte sie hinzu, „allein ein Abentheurer, ohne Namen und Stand, und der nicht viel Ehre von seiner Abkunft haben muß, weil er sie uns schon längst bekannt gemacht hätte!“ — Die Hofdame erzählte dies alles ihrem Liebhaber wieder, und als der Abbe sah, daß das einzige Hinderniß, das man seiner Liebe entgegensetzte, sein Stand sey, so entschloß er sich, so ungern er es auch that, seinen wahren Namen zu entdecken. Er schmeichelte sich, daß die vielsährige und große Achtung, in welcher er in diesem Hause stehe, die Er-

innerung an das Schreckliche seines Verbrechens mildern und vielleicht vergessen machen werde. —

Er bat bei der Gräfin um Audienz, warf sich ihr zu Füßen, und nachdem er vergebens alles andere hervorgesucht hatte, um sie zu bewegen, so schloß er endlich mit den Worten: „Ich will es wagen, Ihnen meinen wahren Namen zu gestehen, und Sie überzeugen, daß meine Geburt mich der Verbindung mit dem Fräulein von **** nicht unwürdig macht. — Sie sehen den Abbe von Gange — dessen Name und That leider nur zu sehr bekannt sind, und von dem ich Sie selbst oft habe reden hören!“ — —

„Wie!“ rief die Gräfin mit einem lauten Schrei, und indem sie erschrocken zurückfuhr; „Sie sind der abscheuliche Abbe von

Wange? — Gott, welches Ungeheuer haben wir in unserm Schooße genährt, und welchen Händen unser Kind anvertraut!“ —

Der junge Graf hatte vor der Thüre auf den Augenblick gelauert, wo er die Bitte seines Hofmeisters unterstützen konnte. — Als er seine Mutter so schreien hörte, ahndete er, daß die Sache keine gute Wendung nehme, und trat herein; allein alles, was er erhalten konnte, war, daß man den Abbe nicht auf der Stelle gefangen nahm. — Er erhielt Befehl, sich sogleich aus Viane zu begeben, und bei harter Ahndung, dem Grafen oder der Gräfin nie wieder, es sey wo es wolle, unter die Augen zu kommen.

Der Abbe begab sich nach Amsterdam, wo er Sprachmeister ward. Seine Geliebte suchte ihn auf und heirathete ihn. Der

junge Graf unterstützte ihn heimlich mit Geld. Seine gute Aufführung und seine Einsichten erwarben ihm eine Stelle im Kirchenrathe, wo er geehrt, und in dem Geruche einer großen Heiligkeit starb. —

Lebenslauf eines Unglücklichen.

Menschen, gefühlvolle Menschen, ich liefere
Euch hier meine Geschichte — eine Geschichte,
an der sich das Unglück erschöpft zu haben
scheint. Zwar wird die Erinnerung meiner
Widerwärtigkeiten meinen Schmerz erneu-
ern; aber Beruhigung würde es für mich
seyn, wenn sich mancher an den entehrenden
Handlungen spiegelte, die man an mir aus-
übte, und vom innern Abscheu ergriffen, die
grauenvolle Bahn des Lasters verlief.

Ich stamme von reichen und adlichen
Ältern in Frankreich ab, und verlor meinen
Vater, als ich noch nicht völlig drei Jahr
alt war. Er starb auf dem Blutgerüste, ei-
nes Verbrechens angeklagt, an welchem er

auch nicht den entferntesten Antheil hatte. — Meine Mutter, um sich der Schande, mit welcher sie sich gebrandmarkt sahe, zu entziehen, floh mit mir und mit allem, was sie von den Trümmern eines sehr beträchtlichen Vermögens retten konnte, nach Ostindien. Glückliche kam sie daselbst an, und bat einen ihrer Verwandten, einen vornehmen Pflanzer, der hier unermessliche Reichthümer besaß, um Schutz. Giraff — dies war sein Name — empfing meine Mutter ziemlich höflich; sie gefiel ihm, und von dem Augenblick an entwarf er den abscheulichsten, die Menschheit empörenden Plan.

Meine Mutter, rein wie die Unschuld, und auch so einfach wie sie, argwohnte nicht das geringste Böse, und schrieb sorglos alles das der Wohlthätigkeit und dem guten Herzen ihres Verwandten zu, was aus strafbaren Entschlüssen entsprang. Aber ach,

wie bald sah sie sich betrogen! — Girack machte ihr wollüstige Anträge, und da er sie standhaft gegen alle Unerbietungen fand, so suchte er sie durch die schrecklichsten Drohungen wankend zu machen. Er schwur, sie und mich umzubringen, wenn sie noch länger auf ihrer Hartnäckigkeit beharren würde. Sie zitterte, und er zeigte ihr einen Dolch! —

„Halt ein, Grausamer!“ rief sie, halb außer sich; „opfre mich Deiner Wuth auf; nur schonen meines Kindes!“ —

„Nein!“ entgegnete der fühllose Barbar; „erst will ich Dein Herz durch das Schauspiel seines martervollen Todes zerfleischen, und dann sollst auch Du unter diesem Stahl fallen. Aber ehe Du Deinen Geist aufgibst, will ich noch vorher in erzwungenen Umarmungen meine Brunst fühlen!“ —

Zitternd für mein Leben — das Neu-

ßerste befürchtend — siegte der Schändliche. —

Meine Mutter überlebte die Entehrung nicht lange. Sie erlag ihrem traurigen Schicksale, und sterbend lallte sie noch gebrochen meinen Namen.

Von dieser Zeit an wurde ich unter die Zahl seiner Sklaven verwiesen. Ich hatte eben dieselbe Erziehung, aber ich hatte nicht die nemlichen Grundsätze, wie jene. Ich besaß ein empfängliches, für jeden Eindruck der Natur geformtes Herz, aber auch einen unerschrocknen und aufbrausenden Charakter. Ich fühlte das Entehrende meines jetzigen Looses in aller seiner Stärke, und wurde bei der Erblickung meiner Ketten von innern Abscheu ergriffen und in eine unbeschreibliche Wuth versetzt, welche die schlechten Behandlungen Giracks noch vermehrten. — Olinor, sein Kammerdiener, war der ein-

zige, welchen er seines Vertrauens und seiner Freundschaft würdig achtete, und ich unter allen Sklaven derjenige, gegen welchen er den größten Haß und die äußerste Strenge blicken ließ. Dieser sprach mir oft Muth ein, wenn ich zagte, befreite mich oft von den ungerechtesten und härtesten Strafen.

Girack's Nichte, Aspasia, war sein vollkommenstes Gegenbild; sie besaß eben so viel Tugenden, als ihr Oheim Laster, und hatte mein ganzes Herz eingenommen. Mein Schicksal dünkte mir in den Augenblicken, wo ich sie sah, weit unerträglicher, und Thränen traten mir in die Augen, wenn sie vor dem Orte, wo ich arbeitete, vorbeiging. — Ihr Anblick machte auf mich die Wirkung, welche der Anblick der wiederkehrenden Sonne, und eines heitern, von trübhen Wolken völlig befreiten Himmels auf dem

Meere hervorbringt, welches lange durch Sturm und Ungewitter beunruhigt wurde. —

Eines Tages, als ich mich, abgemattet und erschöpft durch die schwere Arbeit, und gefoltert durch mancherlei traurige Betrachtungen, zu den Ruinen einer alten eingefallenen Mauer hingeschleppt hatte, in der süßen Hoffnung, mein elendes Leben hier zu endigen, wurde ich, nur einige Schritte von mir entfernt, Aspasien gewahr. Sie bemerkte meinen hülflosen Zustand, und nahte sich mir mit beinahe eben so sichtbarer Verwirrung, als sie mir selbst eingesößt hatte. Ich machte eine Bewegung aufzustehen; aber meine Füße versagten mir den Dienst, und ich sank entkräftet zurück. Todesblässe überzog mein Gesicht; mein trockner Mund vermochte nur halb ihren Namen zu lassen. Sie sah mich mit einem von Zärtlichkeit vermischten Mitleid an; mein Zustand rührte

sie, sie setzte sich neben mir, und nachdem sie mich einige Augenblicke betrachtet hatte, entfielen ihren Augen einige Zähren der Theilnahme.

Noch hatte sie kein Wort mit mir gesprochen, und ich war nicht vermögend, einen Laut hervorzubringen; doch schien ihre Gegenwart meine sterbenden Kräfte auf neue zu beleben. Ich versuchte, ihre Kniee zu umfassen, als sie seufzend zu mir sprach: „Unglücklicher Jüngling! Du hast mir mehr als Mitleid einzuslößen gewußt!“ — „O! Aspasia! nun sterb ich ruhig!“ war alles, was ich ihr antworten konnte, und sank schon halb bewußtlos dahin. Mit vieler Besorgniß leistete sie mir alle mögliche Hülfe, rief Olinor, und befahl ihn, mir beizustehen. Dieser ließ mich sogleich auf sein Zimmer bringen, wo seine Bemühungen mir im kurzen das Leben wieder schenkten.

Von dieser Zeit an, verschonte man mich mit aller schweren Arbeit, und ich schien ein neues Leben bekommen zu haben. — Aber ach, wie theuer ließ mich der Grausame diese Wohlthat bezahlen! — Einst, als ich ihm eben, lebhafter als je, meine Erkenntlichkeit und Zuneigung versicherte, sprach er: „Ich will noch mehr für Dich thun; ich will Dir eine Ungerechtigkeit entdecken, die einzig in seiner Art ist, will Dich lehren, wer Du bist, und wem Du dienst!“

Nun entdeckte er mir das Geheimniß meiner Geburt; wie schändlich Girack meine Mutter behandelt hatte, und die ganze Folge meines Unglücks. — Ich war von Natur hitzig und auffahrend; diese Nachricht machte bei mir die heftigsten Leidenschaften rege. — „Ha! und der Barbar lebt noch?“ schrie ich wüthend.

„Nicht zu rash, junger Mensch!“ ent-

gegnete er mir. „Lange genug schob ich die für ihn bestimmte Rache auf; Dir kommt es jetzt allein zu, sie über sein Haupt mit aller Schwere fallen zu lassen. — Zehn Sklaven sind bereits auf meiner Seite; sein Tod ist beschlossen!“ —

Diese Worte überraschten mich; ich kämpfte mit mir selbst einen zweifelhaften Kampf. Er bemerkte es, und fuhr fort:

„Dein Leben, glaube mir, ist jetzt mehr als jemals in Gefahr. Er scheint bemerkt zu haben, daß Dein Unglück seine schöne Nichte gerührt hat, die er, ohnerachtet der Blutsbande, die ihn mit ihr verbinden, ohnerachtet seines schon ziemlich hohen Alters, mit eben so strafbaren Augen betrachtet, als Deine geopfert Mutter. — Ach, zittere für sie, zittere für Dich!“ — —

Dies wirkte; meine funkelnden Augen, die glühende Röthe, welche in meinem Gesichte

auffstieg, zeigte von meiner gerechten Wuth. — Er drang heftiger in mich, und — ich ward Theilnehmer jenes Complottes. — Der zur Vollziehung bestimmte Tag brach an — Girac sank, und gab fluchend seinen Geist auf. — —

Wir eilten, uns jetzt durch die Flucht zu retten, als wir von einer Menge Soldaten umringt wurden. Olinor, der Schändliche, hatte uns verrathen; man glaubte ihn treu gegen seinen Herrn, maß seinen Worten, ohne sie vorher zu untersuchen, Glauben bei, und setzte ihn in den Besiz von den ansehnlichen Gütern, die ihm Girac durch ein Testament vermachte, das er schon seit einiger Zeit hatte aufseßen lassen, unterdeß wir in ein schreckliches Gefängniß geworfen wurden, mit der traurigen Aussicht, des martervollsten Todes zu sterben.

Gefoltert von jener peinigenden Unge-

wißheit, die noch schrecklicher, als das Unglück selbst ist, erwartete ich täglich, was man über mein Schicksal beschließen würde. — Am dritten Tage endlich rief mir eine bekannte Stimme zu: „Folge mir; Du bist frei! — Das Geld hat Deine Richter verblendet!“

Ich folgte diesem rettenden Engel, und erkannte in ihm — Aspasiën. — Ich stürzte zu ihren Füßen. — „Halt ein!“ sprach sie, indem sie einige Schritte zurück trat und mich mit Abscheu ansah; — „entferne Dich eilig, und entgehe Deiner verdienten Strafe; ich will, ich darf Dich nicht mehr sehen, Du bist ein Ungeheuer!“ Sie warf mir eine Börse zu, zeigte mir ein für mich bereit stehendes Pferd, und verließ mich mit den Worten: „Versöhne Dein Verbrechen durch Reue!“

Liebe und Schaam, Wuth und Erkennt-

lichkeit kämpften in meinem Innern. Ich schwang mich auf, und jagte im gestreckten Galoppe davon. Das Ungefähr war mein Wegweiser; ich befand mich bei einem See-
hafen, und schiffte mich sogleich ein.

Der Anfang unsrer Fahrt war glücklich; aber bald erhob sich ein fürchterliches Unge-
witter; die Wellen brausten, die Winde heulten fürchterlich, finstre Nacht umgab uns, und unser Schiff scheiterte an einer
Klippe. — Es gelang mir, ein Brett zu fassen, und eine Woge warf mich auf einen
Felsen, dessen Spitze ich zu erklimmen, mich bemühte. —

In der größten Erwartung meines na-
hen Todes, überließ ich mich hier der Be-
trachtung über mein unglückliches Schicksal;
ich übersah das ganze Schreckliche meiner
gegenwärtigen Lage. Vor Hunger zu ster-
ben, oder die Beute raubgieriger Thiere zu

werden, denen diese Bildniß vielleicht zum Aufenthalte dienen konnte, schien mir unvermeidlich, und ich beneidete meine Gefährten, die in dem Meere ihr Grab gefunden hatten. — Aber noch sollte ich nicht sterben.

Der Sturm legte sich, die Sonne zertheilte die Gewitterwolken, der Himmel ward heiter, und die Natur schien ein neues Daseyn bekommen zu haben. Ich befand mich ruhiger, warf meine Blicke auf alle Gegenstände, die mich umgaben, und erblickte hier noch zwei Unglückliche, die sich nebst mir eingeschifft und vom Schiffsbruch gerettet hatten. Ich eilte zu ihnen, und unser gemeinschaftliches Schicksal knüpfte uns bald in die engsten Bande.

Aufgefordert von dem innern Triebe zu unster Unterhaltung, verfertigten wir von den Trümmern des gescheiterten Schiffes, welches die Wellen ans Ufer geworfen hat-

ten, von den an den Brettern gebliebenen Nägeln, und von einigen Werkzeugen, die wir ebenfalls fanden, einen kleinen Nachen. Wir waren bald mit dieser Arbeit fertig, und vertrauten uns nun auf diesem zerbrechlichen Gebäude von neuem dem treulosen Elemente an. Zwei Tage waren wir bereits dem Ungefähr der Winde und der Wellen ausgesetzt, ohne beinahe die geringste Nahrung seit unserm Schiffbruche zu uns genommen zu haben, ohne nur etwas zu erblicken, was uns in dieser trostlosen Lage aufzurichten im Stande gewesen wäre. — Bald zur äußersten Verzweiflung gebracht, rufen wir Gott an, uns zu helfen; bald durch unser Unglück zu Boden gedrückt, verwünschten wir unser Daseyn, und fluchten dem Augenblicke, der uns das Leben gegeben und zu solchen Leiden bestimmt hatte. — Aller Hoffnung zu unser Rettung beraubt, sahen wir mit Sie-

rigkeit dem unglücklichen Augenblick entgegen, wo einer von uns hinsinken würde, um den andern zur Nahrung zu dienen. Schon bemerkte man, ohngeachtet unsrer Schwachheit, die Wuth aus unsern Augen hervorblicken; schon glaubten wir, dem Augenblicke nahe zu seyn, uns einander zu verschlingen, als wir in der Ferne ein Schiff erblickten. Die Hoffnung schien uns unsre Kräfte wieder zu geben. Zu schwach, um durch Rufen unsern hülfsbedürftigen Zustand anzuzeigen, vermochten wir kaum, unsre Hände in die Höhe zu halten. — Wir wurden glücklich entdeckt, und man setzte ein Boot aus, welches uns in das Schiff brachte.

Mit dem gierigsten Heishunger verschlangen wir die Speisen, die man uns vorsetzte, und dann erst, als wir völlig gesättigt waren, flogen wir dem Capitän zu Füßen, um ihm für seine großmüthige Sorgfalt zu

danke. Er ließ uns ein Nachtlager besorgen, und ermattet durch unsre Leiden, versanken wir sogleich in den tiefsten Schlaf.

Schon schmeckten wir die Süßigkeiten der Ruhe, als wir plötzlich durch ein heftiges Geschrei aufgeschreckt wurden. Ein heimlicher Schauder überfiel meine Glieder: ich sah die Zurüstung zu blutigen Thaten; — meine Furcht vermehrte sich mit der Gefahr. — Bitternd springe ich auf. — Gott! — Alles in Aufruhr — Blut von allen Seiten! — Das klägliche Wimmern der Sterbenden vereinigte sich mit dem jubelnden Geschrei der Sieger und machte die schrecklichste Dissonanz. — — Die Matrosen hatten ihren Capitain und alle Officiere ermordet, und nur diejenigen verschont, welche an ihrer schändlichen Verschwörung Theil genommen hatten. —

Ich und meine beiden unglücklichen Gefährten

fährten wurden sogleich in Ketten geschmiedet, und in den untersten Schiffsraum hinabgeworfen, in der Absicht, uns nebst noch einigen andern, auf die nächste wüste Insel auszusetzen.

Allein die Verräther genossen die Frucht ihrer Treulosigkeit nicht lange. Ein Algierischer Korsar stieß auf unser Schiff; wir wurden überwunden, gefangen genommen und nach Algier geführt. — Man stellte uns hier auf öffentlichem Markte zum Verkauf aus, und ich sah mich bald von meinen übrigen Gefährten getrennt; ein reicher Türke kaufte mich, und ich war nun wieder Sklave. — —

Mazulem, dies war der Name meines neuen Herrn, ließ einige Zuneigung zu mir spüren. Er liebte die Wissenschaften, unterrichtete mich in vielen Sachen, die ich noch nicht wußte, und suchte hierdurch meine schlechte

Erziehung zu verbessern. Ich zeigte mich sehr lehrbegierig hierbei, und da er dies wahrnahm, so genoß ich mit seinem Sohne gleichen Unterricht. Die Nachheiserung ist der stärkste Sporn zur Thätigkeit. Die Furcht, sich von einem Sklaven übertroffen zu sehen, mein Verlangen, Mazulems Güte zu verdienen, nährte in unsern Seelen einen unüberwindlichen Eifer zum Gleise. Er lehrte uns Philosophie, Mathematik und Geschichte, und jede von diesen Wissenschaften bot unserm Verstande unnennbares Vergnügen dar.

Eines Abends, als ich schon ziemlich spät von Muzalem kam, der heute zufälligerweise seine lehrreiche Unterredung verlängert hatte, glaubte ich einen dumpfen Lärm und Waffengeklirre in einer Stube zu hören, aus welcher man in die seinige gelangen konnte. Erschrocken und von einer bangen Ahndung ergriffen, kehrte ich sogleich zu

ihm zurück, und theilte ihm meine Furcht mit. Er ergriff eilends seine Waffen, gab auch mir welche, und nachdem er in der Geschwindigkeit noch einige treue Sklaven damit versehen hatte, traten wir plötzlich in die Stube wo wir schon von ferne den Lärm hörten. — Hier fanden wir drei bewaffnete Bösewichter, unter denen sich sein eigner Bruder befand; ein Mensch, der eben so sehr gehaßt, als sein Bruder geliebt wurde, der das lasterhafteste Herz und die verworfenste Seele besaß. — Da die Schändlichen weiter keine Hoffnung, als im Siege finden konnten, und sich der martervollsten Todesstrafe ausgesetzt sahen, so versuchten sie, sich zu vertheidigen; aber sie sanken alle als Schlachtopfer unsrer gerechten Rache, den Bösewicht ausgenommen, der an ihrer Spitze war. Dieser warf sich zu Magulems Füßen, welcher ihm auch großmüthig das Leben unter der einzigen

Bedingung schenkte, nie wieder vor ihm zu erscheinen. —

Aus Erkenntlichkeit für den Dienst, den ich meinem Herrn geleistet hatte, versprach er mir die Freiheit, und verdoppelte seine Herablassung gegen mich: er lehrte mich mahlen! — Kaum besaß ich einige Fertigkeit in dieser Kunst, so wendete ich sie dazu an, die Züge der mir unvergeßlichen Aspasia zu entwerfen. — Dies Gemälde fiel Mazulem in die Hände; er glaubte Aehnlichkeit mit einer seiner Frauen, die er außerordentlich liebte, darin zu erblicken. — Eifersucht war seine schwache Seite; er ward wüthend, und ohnerachtet ich ihm das Leben gerettet hatte, vermehrte er meine Ketten. — So opfert nur zu oft der beste und weiseste Mensch seiner Rache und seiner Eifersucht die heiligsten Rechte auf! —

Meine Verlegenheit, meine Unruhe über

den Verlust seiner Gewogenheit war unbeschreiblich, und erfüllte meine ganze Seele mit düst'rer Schwermuth. Was hätte ich nicht darum gegeben, ihn von meiner Unschuld zu überzeugen! — Ich fühlte mich durch ein unerklärbares Etwas an ihn gefesselt, und die Rückerinnerung seiner Wohlthaten, des Unterschiedes, den er zwischen mir und seinen übrigen Sklaven gemacht hatte, drückte mich vollends gänzlich zu Boden. Ach, es ist hart, es ist schrecklich, sich von demjenigen gehaßt zu sehen, den man liebt, und den man Ursache hat zu lieben. Seine vorigen Wohlthaten vermehrten noch meinen Schmerz, und ich wünschte jezt, daß er mich ehemals von den übrigen weniger unterschieden hätte. —

Meine Lage war in jeder Rücksicht traurig, da ich nun in Zukunft nichts als überströmendes Unglück vor mir sah. — Von ohngefähr schlief ich eines Abends in einem

der Pavillons des Gartens, wo ich arbeitete, ein, und die Nacht überfiel mich. — Plötzlich wurde ich durch einen feurigen Kuß auf meine Stirn aufgeweckt, und erblickte ein Mädchen von blendender Schönheit mir zur Seite. — — Das reizende Geschöpf las meine Verwirrung und meine Furcht in meinen Augen, und suchte mich durch die zärtlichsten Worte zu beruhigen.

Es ist bekannt, in welchem grausamen Zwange das Türkische Frauenzimmer lebt. Beständig in einem Harem eingesperrt, benutzen sie jede Minute; ein Augenblick ist hinreichend, ein Feuer in ihnen zu entzünden, welches unauslöschbar ist; sie vergehren sich in eigener Blut, und opfern Glück und Leben für einen einzigen wonnevollen Augenblick auf. — Hestige, innige Liebe kennt keine Furcht — sie sah mich mit Augen an, aus welchen die heftigste Leidenschaft hervor-

strahlte. Ich stand auf, um mich dieser gefährlichen Scene zu entreißen.

„Bleib!“ sprach sie, indem sie sich in meine Arme warf; „bleib, und vernimm Dein Glück: Zirza befest Dich an!“ — Sie drückte mich fester an sich, und gab mir einen heißen Kuß. — „Ach!“ fuhr sie mit Feuer fort: „Du bist meinem liebenden Herzen das, was der frische Morgenthau den Blumen ist, welche die brennende Hitze des vorigen Tages ihrer Verwelkung nahe brachte. — Meine Seele ist nur von Deinem Bilde beseelt! Du wirst künftig mein Gott, mein Alles seyn!“ —

Ich war meiner kaum mehr mächtig, und in der schrecklichsten Verwirrung meiner Sinne; so sehr brachte mich diese zärtliche Versicherung außer Fassung. Mit mir selbst im Streit, fühlte ich mich schon von den Reizen Zirzas berauscht, als der Gedanke: mei-

nen Herrn mit Undank zu belohnen, mich aus diesem Taumel aufschreckte. Ich schwieg und senkte meine Augen betroffen und gedankenvoll zur Erde,

„Warum schweigst Du, Geliebter!“ unterbrach Zirza diese Pause. „Nur ein Wort, welches mich von Deiner Gegenliebe überzeugt, und ich bin namenlos glücklich!“ —

Diese Worte raubten mir meine Standhaftigkeit; alle andere Gegenstände, die mein Herz erfüllten, verschwanden, und machten Zirza Platz. Ich warf mich zu ihren Füßen. „O, Zirza! wie könnte ein armseeliger Sklave es wagen, sich bis zu Dir erheben zu wollen? — Ich zittere bei dem Gedanken, welchen schrecklichen Gefahren Du Dich aussetzt! — Verlaß mich!“ —

Sie antwortete mir durch eine feurige Umarmung. Ich war erschüttert, ich fühlte mich überwunden, und schon glichen meine

Küsse ihrem Entzücken. — Zirza, die ungestüme Zirza, drückte auf meinen Mund den brennenden Hauch der Wollust; schon war ich im Begriff, in ihren Armen meine Aspasie wieder zu finden, auf ihrem Busen zu sterben, als wir in der Ferne die Stimme anderer Frauentimmer vernahmen, die sich uns näherten. — Ich mußte mich ihren Armen entreißen. —

„Lebe wohl, mein einziges Leben!“ flüstelte mir das zärtliche Geschöpf zu; „den dritten Tag erwarte ich Dich in der nemlichen Grotte wieder!“ — Und so verließ sie mich, nachdem sie mir noch einen Kuß aufgedrückt hatte.

Nun mußte ich suchen, unbemerkt aus dem Garten zu entkommen, und dies war nicht leicht; aber Liebenden ist nichts unmöglich. Ich hatte das Glück, dem neugierigen Auge der andern Sklaven durch eine

glückliche List auch den geringsten Argwohn zu benehmen.

Jetzt befand ich mich wieder allein, und tausend Gedanken über das, was mir begegnet war, fuhren mir durch den Kopf; — bald verwünschte ich meine Unvorsichtigkeit, bald entschuldigte ich sie meines Glücks wegen. — „Mazulem ist eifersüchtig, sprach ich zu mir selbst, weil er die Züge seiner Birza in dem Bilde Aspasiens erkannt hat. Beide ähneln sich also, und dieser süße Gedanke macht Birza meinem Herzen um so schätzbarer, denn welche andere könnte mir wohl theurer seyn, als die, die mich an meine Aspasia erinnert! Sie ist mir geraubt, und ich will jetzt ihr Ebenbild lieben!“ —

An dem bestimmten Tage eile ich zu dem Lustwäldchen, und finde Birza! Ich berausche mich in ihren Reizen, umarme in

ihr meine Aspasie. Die wollüstigsten Empfindungen beherrschen meine Seele; ich kenne mich selbst kaum mehr. Ich verliere, ich verwirre mich in den Armen, aus dem Busen des angebeteten Gegenstandes; unsre Seelen, auf unsern Lippen zitternd, suchen sich zu vereinigen. — Wir waren nur ein Wesen; sie athmete nur in mir, ich lebte nur in ihr. Alle andere Gefühle waren in diesen einzigen Punkt zusammengedrängt. —

Muzalem wurde krank, und wir benutzten diese Gelegenheit, alle glückliche Augenblicke zu genießen, die uns die Liebe darbot. Ich vergaß alles um mich her, fand mich nur in den Augen Zirzas wieder; Freundschaft, Erkenntlichkeit, alles, ach alles war aus meinem Herzen verbannt, denn Zirza erfüllte und besaß es ganz. Unausprechlich träumte ich mir mein Glück. Pfeilschnell entfloß mir jeder Augenblick, den ich

in ihren Armen zubrachte, und machte mich all mein Unglück vergessen! —

Mein Herr ließ mich eines Tages zu sich rufen. — Sein Sohn stand an seinem Bette, benetzte die Hände seines Vaters mit Thränen, und empfing seine letzten Befehle. Hierauf kehrte er sich zu mir.

„Jede Unzufriedenheit, jede Rache — begann er — verschwindet bei Erblickung der Ewigkeit. — Möge der Allmächtige Dein Verbrechen vergessen, wenn Du strafbar; Dich belohnen, wenn Du unschuldig warst! Der Augenblick naht sich, wo ich vor dem höchsten Richter erscheinen soll; welche Beruhigung, daß ich mir keine Ungerechtigkeit vorzuwerfen habe! — Wahlan, Du bist von jetzt an frei! Ich entziehe zwar meinem Sohne einen Sklaven, aber ich will ihm einen Freund geben. Ihr empfangt beide zugleich meinen Unterricht, meine Er-

mahnungen: ich wünsche also nichts sehnlicher, als daß ihr euch wechselseitig derselben erinnern, daß ihr zusammen leben möget.“ —

Ich warf mich vor dem Bette Mazulems auf die Kniee, und gestand ihm, unter Thränen, mein Verbrechen. — Er vergab mir, bat seinen Sohn, sich daran ein Beispiel menschlicher Schwäche zu nehmen, — und starb. —

Nachdem Ibrahim seinem Vater die letzte Schuldigkeit erwiesen hatte, war er vor allen Dingen darauf bedacht, die zurückgelassenen Reichthümer weise anzuwenden und den empfangenen philosophischen Unterricht in Ausübung zu bringen. — Da er überzeugt war, daß ein Philosoph nicht auf einem Winkel der Erde sich einschränken, sondern vielmehr bemühen müsse, die Sitten und den Charakter verschiedener Völker kennen zu lernen, so machte er Anstalt, auf

Reisen zu gehen. Er wählte Europa, nicht als den einzigen Theil der Welt, wo man die Künste und Wissenschaften ausübt, sondern wo man sie am meisten zu schätzen weiß.

Ich gelobte Ibrahim eine unverbrüchliche Treue, und er mir im Gegentheil eine unzertrennliche Freundschaft. Wir reisten ab, nachdem er seine Sachen in Ordnung gebracht, und die Aufsicht über seine Besitzungen, Azem, dem treuesten und klügsten seiner Sklaven, übertragen hatte. Dieser war bei seinem Vater alt geworden, und hatte mehr als einmal die Freiheit, die man ihm wiedergeben wollte, ausgeschlagen.

Meine Trennung von Zirza fiel mir nicht schwer; sie schien mir seit dem Tode meines Herrn weniger liebenswürdig. Vergnügt und heiter schiffte ich mich ein, und

träumte mir eine glückliche Zukunft. — Aber ach! mein Unglück sollte ohne Ende seyn.

Wir kamen glücklich nach Europa. Ibrahim's Vorsatz war: vorzüglich Spanien, Frankreich und England zu bereisen. Unser erster Aufenthalt war in Madrid. Mazulem hatte seinen Sohn selbst die meisten Europäischen Sprachen gelehrt, und auch mir einigen Unterricht in denselben ertheilt. Ibrahim war reich, spielte eine glänzende Rolle, und dies brachte ihn sehr bald in die Bekanntschaft der vornehmsten Familien.

Verstellung, Eifersucht und Falschheit sind die charakteristischen Grundzüge des Spaniers. Die größten Verbrechen kosten ihm nichts; er ist Verbrecher mit kaltem Blut. Mit den Mathias d'Olivaros und Antonio de Siphis hatten wir eine engere Freundschaft geschlossen; aber vorzüglich gingen wir mit einem englischen Lord um, der

hier ein liebenswürdiges Frauenzimmer geheirathet hatte.

Man kennt die Spanischen Damen. Stolz, eifersüchtig, unmäßig in der Liebe, werfen sie sich um so mehr jedem in die Arme, je weniger Mittel und Wege ihnen dazu offen stehen; — entschlossen zu allem, kennen sie kein anderes Gesetz, als die Befriedigung ihrer Leidenschaften.

Laura, die Gemahlinn jenes Lords, entbrannte für Ibrahim, und als sie endlich eines Tages Gelegenheit fand, ihm ihre Leidenschaft zu gestehen, that sie es mit einer Hitze, welche diesen in die größte Bestürzung setzte. Unerachtet sie sich schon ihrem Herbst näherte, war sie dennoch schön und verführerisch; allein Ibrahim, weit entfernt, die heiligen Rechte der Freundschaft zu ehren, antwortete ihr zwar der mit der größten Höflichkeit, doch aber mit jener Kälte,

aus

aus der sie leicht schließen konnte, daß er nie in ihre Wünsche willigen würde.

Laura verbarg ihren Unwillen, und schwur dem Verächter ihrer Reize von dieser Stunde an die schrecklichste Rache. Er mußte ihr versprechen, nie ihr Vertrauen zu verrathen; er gelobte es, und war seinem Versprechen nur zu treu, denn auch selbst ich erfuhr nicht ein Wort davon.

Einige Zeit nach diesem Vorfalle ließ sie mich zu sich rufen, und trug mir das nemliche an, was Ibrahim verschmähet hatte. — Schwächer als mein Freund, konnte ich so vielen Reizen nicht widerstehen; — ich warf mich in ihre bulerischen Arme, und antwortete im Feuer der Leidenschaft unbedachtsam auf einige Fragen, die sie mir nur so von ohngefähr zu machen schien. Endlich gestand ich ihr, daß wir von Algier kämen, und Ibrahim nicht getauft

sey. — Zufrieden verließ ich sie, und ahnete nicht, daß ich selbst das Gift bereitet hätte, welches man meinem Wohlthäter reichen sollte.

Eben waren wir eines Morgens beschäftigt, uns anzukleiden, um etwas früh einige Besuche abzustatten, als ein Gerichtsdienner hereintrat, und meinem Freunde ankündigte, ihm in die Gefängnisse der Inquisition zu folgen. Wie vom Donner gerührt stand der Unglückliche da, und sah sich genöthigt, diesem schrecklichen Befehl zu folgen. Ich begleitete ihn, und versprach alle meine Kräfte aufzubieten, ihn diesem fürchterlichen Orte zu entreißen. Eifertig benachrichtigte ich alle unsere Freunde von diesem Unglück, und beschwor sie, ihr Ansehen zur Rettung des Unschuldigen zu verwenden.

Laura schien unter allen am niederge-

schlagensten, und weit entfernt, sie als das erste Werkzeug anzusehen, das an Ibrahims Untergang arbeitete, bewunderte ich ihre großmüthige Theilnahme, die aus ihren Thränen und Seufzern so unverkennbar hervorzuleuchten schien.

Schon einige Tage waren seit der Verhaftung Ibrahims verflossen, als ich eines Morgens, da ich mich eben in Laurens Zimmer befand, und sie genöthiget wurde, es auf einen Augenblick zu verlassen, eine offene Briestasche auf dem Tische erblickte, in welcher einige Papiere lagen, auf welchen unter andern der Name Ibrahim stand. Neugierig, den Inhalt zu erfahren, durchlas ich es mit Hastigkeit. Es war vom Großinquisitor, welcher Lauren versprach, ihr aufs geschwindeste die Gefälligkeit, um die sie ihn gebeten, zu erweisen, nemlich den jungen Algierer anhalten und

in Ketten werfen zu lassen, und am Ende die Bitte hinzufügte, keinen Nebenbuler zu begünstigen.

Ich war jetzt nicht länger im Stande, meine Wuth zurückzuhalten, und schlich mich aus dem Zimmer. Meine Liebe verwandelte sich in Haß; ich schrieb ihr, sobald ich nach Hause gekommen war, Folgendes:

„Ich weiß Ihre ganze schändliche Verrätherei, weiß den entehrenden Umgang mit jenem Ungeheuer, und fordere Sie jetzt auf: entweder Ibrahim augenblicklich zu befreien, oder meine Rache zu fürchten, die Sie zu Grunde richten soll. Rechnen Sie nicht mehr auf meine Liebe; Sie verdienen bloß meinen Haß und meine Verachtung. Nun wählen Sie! — — “

Schon am folgenden Tage ward Ibra-
him frei gelassen, und die verrätherische
Behandlung Laurens würde ihn ohnstreitig
ohne Bedenken aus diesem gefährlichen Lan-
de getrieben haben, wenn ihn nicht — die
Liebe zurückgehalten hätte. — Flora,
eine schöne, aber arme Waise, welche un-
ter der Aufsicht einer alten Tante stand,
diente Lauren als Kammermädchen. Er
hatte sie durch auffallende Proben von sei-
ner Liebe überzeugt. Sie war dankbar,
denn mein Freund befand sich kaum von
seinen Banden erlöst, als er folgendes Bil-
let erhielt:

„Entfernen Sie sich eilig, mein
Theurer! Acht Weiber, an deren Spitze
Laura steht, und welche alle sehr mäch-
tige Liebhaber besitzen, haben Ihnen den
Untergang geschworen. Das ganze Land
ist voll von Verräthern. Ich bin Franz

zöfin. Sie haben sich vorgenommen, nach Frankreich zu reisen: ich wünschte, Sie dahin begleiten zu dürfen. Leben Sie wohl! "

Ibrahim traf sogleich alle Vorbereitungen zu seiner Abreise. Er fand Mittel, Flora zu entführen; wir eilten nach Frankreich, langten glücklich zu Paris an, und beschloffen, recht lange hier zu verweilen. — Mein Freund war bezaubert von allem, was er sah und was ihn umgab. Welchen Unterschied fand er zwischen dem trägen und heimtückischen Spanier, und dem lebhaften und leichtsinnigen Franzosen! So lange wir in Madrid gewesen waren, hatte er nur mit Feinden und Verräthern zu kämpfen gehabt; hier fand er gleich den ersten Tag Freunde, welche sich seinen Diensten gänzlich widmeten, welche bereit schienen, Blut und Vermögen für ihn aufzuopfern. —

„Welch glückliches Land! — Welche
 Bonne, wenn ich meine ganze Lebenszeit
 hier zubringen könnte!“ rief er entzückt
 über diese zuvorkommende Begegnung aus.
 — Der gute Türke! Er hielt das für Auf-
 richtigkeit und Treue, was nichts als bloße
 Höflichkeit und Sprache der Gewohnheit
 war, und vergaß seiner Seits nicht, alle
 diese freundschaftlichen Versicherungen auf
 das thätigste zu erwidern.

Angenehm und heiter verflossen die er-
 sten Tage; jeder Augenblick vermehrte un-
 ser Vergnügen, und alles schien uns die
 glücklichste Zukunft zu versprechen.

Umsonst versuchten die eben so schö-
 nen, als lebhaften und verführerischen
 Französinen, Ibrahim von seiner treuen
 Flora zu trennen. Sie besaß sein ganzes
 Herz, und wenn er auch in einen Liebes-
 handel verwickelt wurde, so brachte ihn doch

seine Liebe mit desto stärkerem Feuer wieder in die Arme seiner Geliebten zurück. —

Aber dies rauschende Leben, welches Anfangs seine ganze Seele füllte, ließ bald eine Leere daselbst zurück, welche durch nichts getilgt werden konnte. — Seine geschäftigen Freunde, eifrig, ihn auf eine feine Art zu Grunde zu richten, schlugen ihm das Spiel vor. — Er nahm es an, fand bald Geschmack an dieser so gefährlichen Zerstreuung, und überließ sich endlich derselben gänzlich. —

Von dieser Zeit an setzte er den eigentlichen Entzweck seiner Reisen völlig aus den Augen; er spielte unaufhörlich und spielte unglücklich. Bald sah er den größten Theil seines Reichthums in den Händen seiner Freunde. Er bat sie jetzt um Unterstützung; allein mit einer höhnisch lächelnden Miene verließen sie ihn, und

bedauerten mit einem bedenklischen Achselzucken, ihn nicht dienen zu können.

Zum Glück hatte er noch eine ziemlich beträchtliche Summe zu heben; er erhielt sie, kehrte zum Spiel zurück, gewann aber jetzt so viel, daß er seinen ersten Verlust leicht vergessen konnte.

Während der Zeit, da mein Freund spielte, durchirrte ich die Stadt, ging oft in das Schauspiel, besuchte die angenehmsten Spaziergänge, und führte ein ziemlich glückliches Leben. Nur die Erinnerung an meine geliebte Aspasia, verbunden mit demjenigen, was ich von den Unglücksfällen meiner Aeltern erfahren hatte, beunruhigte meine Seele. — Wenn ich überdachte, daß ich aus dem Lande, in welchem ich geboren und jetzt für einen Fremdling galt, in dem zartesten Alter entführt worden war, nachdem ich meinen Vater

auf dem Blutgerüste verlohren hatte; wenn ich überdachte, daß ich mit den ansehnlichsten Häusern dieser Residenz verwandt war: — dann versank ich in dumpfes Hinbrüten, und dachte mit stiller Wehmuth an die Zukunft. — Bange Ahndungen folterten mich, und sie sollten leider nur zu bald in Erfüllung gehn. —

Eben saß ich eines Abends mit Flora, im tiefen Gespräche versunken, auf dem Zimmer, als man plötzlich mit Ungestüm an die Hausthüre klopste. Man öffnete sie, und, o Himmel! welch ein Anblick! — Mein sterbender Freund in den Armen dreier Männer, die von seinem Blute benetzt waren! — — Es wurde eiligst ein Wundarzt gerufen, und dieser that den schrecklichen Ausspruch, daß die Wunden tödtlich wären: und in der That gab er auch einige Stunden nachher seinen Geist

in meinen Armen auf. Ich hatte noch Zeit genug gehabt, einen Geistlichen kommen zu lassen. Ibrahim schien durchdrungen von der Vortrefflichkeit unsrer Religion; er empfing die Taufe und starb als Christ. —

Auf dem Heimwege vom Kaffeehause war er von zwei fremden Menschen angefallen worden, die ihm, nach einigen Dolchstichen, alle Kostbarkeiten und das Geld, welches er bei sich führte, abgenommen hatten, und damit entflohen waren.

Zum Glück hatte die nahe Patrouille den Lärm gehört, war den Mördern nachgesetzt, und hatte einen davon eingeholt, der andere aber war mit einem Theile des Geldes entwischt. Ich eilte in das Gefängniß, den Bösewicht zu sehen, den man gefangen genommen hatte. — Wie groß war mein Stau-

nen! wie groß wird das Staunen aller meiner Leser seyn — —! Kisbeck, der treulose Bruder des Muzalem, der Oheim meines Freundes, der Grausame, der einst meinem Herrn das Leben rauben wollte, und der von ihm eine so großmüthige, unverdiente Verzeihung erhalten hatte — dies Ungeheuer war es! — — Er erkannte mich. Ich hielt ihm sein Verbrechen vor; ich nannte ihm denjenigen, den er ermordet hatte: — allein der Unmensch ward dadurch nicht gerührt. —

„Es ist mir zur Gewohnheit geworden“ sprach er in einem frechen Tone zu mir, „Verbrechen zu begehen, und wenn mir noch ein Vergnügen an diesem Orte des Todes übrig bleiben kann, so werde ich es darin finden, sie Dir zu erzählen, und stolz darüber zu seyn. Ich bereue nur die That, welche die Ursache meiner Ge-

fangenschaft ist, denn für mich ist jedes glückliche Verbrechen eine Tugend. Höre also und bewundere mich:

„Ich hasse Dich! — — Du warst es, der Mazulem meiner Rache entriß: er war reich; — ich mußte sein Vermögen haben. War dies nicht genug, den Tod zu verdienen? — Sein Sohn, welcher vor mir der Erbe seiner Güter war, würde meinem Dolche ein leichtes Opfer gewesen seyn; allein ich sahe, daß es mir nicht gelingen wollte, diese Rache zu befriedigen, und zwang meinen Muth, sich zu bekämpfen.“

„Mazulem starb. Ibrahim reiste mit Dir nach Europa und nahm beträchtliche Reichthümer mit sich; aber weit größere hatte er unter der Aufsicht Azems zurückgelassen. Ich war sogleich entschlossen, ihn aus dem Wege zu räumen; jedoch das Glück war wider mich, und ich wurde so-

gar genöthiget, um der Strenge der Gesetze auszuweichen, mein Vaterland zu verlassen.“

„Ich ging nach Konstantinopel. Diese Stadt schien mir ein schöner Schauplatz für meine Thaten zu seyn, und da ich auf nichts als Ränke bedacht war, so suchte ich Gelegenheit, mich darin hervorzuthun; allein es fand sich keine. — Ich machte Bekanntschaft mit dem Obersten von den Verschnittenen des Großveziers, ließ mich dem Schein nach in eine enge Freundschaft mit ihm ein, und wußte in Kurzem sein Vertrauen so weit zu erschleichen, daß er mir ein wichtiges Geheimniß anvertraute. Er stand nemlich an der Spitze einer Verschwörung, die eine von den Weibern aus dem Serrail ausgesponnen hatte. Ich zog von allem genaue Kundschaft ein, und mit Zeugnissen versehen, die an nichts mehr

zweifeln ließen, gehe ich zu Ali — dies war der Name des Großveziers — entdeckte ihm alles, und schilderte ihm die Größe der drohenden Gefahr mit den lebhaftesten Ausdrücken. — Er dankte mir für meinen Eifer, ließ alle Verbündete erdrosseln, und überhäufte mich, zur Belohnung meines Dienstes, mit Reichthümern. Da ich ihm täglich mehr Begierde zu dienen zeigte, so hielt er meine Bemühungen für aufrichtig, und schenkte mir seine Liebe und Vertrauen. — "

„Um Dir mit wenigen Worten eine Skizze seines Charakters zu entwerfen, so wisse: er war ausschweifend, ein Freund der Pracht, der Zerstreuung, der Wollust, und liebte eine gut besetzte Tafel und den Wein über alles. — Faul und träge aus Neigung, arbeitsam aus Zwang, erfüllte er die Pflichten seines Amtes nur deswe-

gen, weil er sie erfüllen mußte. Gleichheit
Ihres Charakters hatte ihn zum Liebling
des Sultans gemacht.“

„Unter seinen Frauenzimmern behauptete Zaidé den ersten Platz in seinem Herzen; er liebte sie unaussprechlich, und würde sein ganzes Gerail für sie hingegen haben. Zaidé war ein schönes Mädchen, lebhaft, muthwillig und feurig; sie hatte jenes bezaubernde Etwas, das man nicht ausdrücken kann, und das selbst dem Kaltblütigsten Fesseln anlegt.“

„Nie hatte die Liebe bei mir einen andern Platz, als den ihr die übrigen Leidenschaften ließen. Ueberhaupt konnte ich mir bis jetzt nicht vorwerfen, je ein Sklave derselben gewesen zu seyn; jetzt aber empfand ich die heftigste Liebe für Zaiden.“

„Da Ali durch die öffentlichen Geschäfte in seinen Vergnügungen zu sehr zurück-
gesetzt

gesezt wurde, so bat er den Sultan um seine Entlassung, ohne ihn jedoch des Glücks seines Vertrauens zu berauben. Lange blieb dieser unerbittlich, bis er endlich seinen dringenden Bitten nicht länger widerstehen konnte. Er wählte einen andern Bezier, und gab Ali eine neue Bedienung, die zwar ehrenvoll und einträglich, aber nicht im geringsten beschwerlich war; und dies wünschte er eben. — Befreit von den Sorgen, die er bis jetzt zu bekämpfen gehabt hatte, überließ er sich ganz seiner Liebe: er lebte einzig und allein nur für Zaide! “ —

„Er pflegte oft mit derselben ein Landgut, das er am Ufer des Meeres besaß, zu besuchen, und ich begleitete ihn fast immer. Er merkte meine wahren Gesinnungen nicht, und bat mich oft angelegentlichst mir unter seinen Frauenzimmern einige aus-

zusuchen; allein ich wendete stets eine natürliche Abneigung gegen dieses Geschlecht vor, indem ich ihm versicherte, mein Herz sey nur für die Freundschaft offen, die Liebe habe es nie gekannt. — Dadurch bestärkte ich ihn in dem Glauben an meine Aufrichtigkeit, und er ließ mich unbesorgt mit seiner Geliebten allein. Ich affectirte bei ihrem Anblick stets die größte Gleichgültigkeit, und Ali war außerordentlich erfreut, ihr ohne Gefahr einen Gesellschafter geben zu können. So oft er ausging, vertraute er sie meiner Obhut an; Niemand war froher darüber als ich, und auch Zaiden war es nicht unangenehm. "

, Allein, ob sie mich gleich ihrer Liebe versicherte, ob sie gleich eine Abneigung gegen ihren Geliebten äußerte, die einem völligen Hasse sehr nahe kam, so hatte sie doch bis jetzt den glücklichen Augenblick noch

aufgeschoben, den ich mit ihr so sehnlich zu genießen wünschte. Endlich gab sie mir zu verstehen, daß sie sich nur dann erst mir ganz überlassen würde, wenn ich sie den Händen Allis entrisßen hätte. Nun entwarf ich einen Plan zu unsrer Flucht; sie nahm ihn an, willigte in alles, nannte mich ihren Retter, ihren Vater, ihren Geliebten. — Da sie die Schlüssel zu den Schätzen ihres Geliebten hatte, so beschloßen wir, so viel wir konnten, davon mitzunehmen; und bald fand sich hiezu die glücklichste Gelegenheit.“

„Ali erhielt Briefe aus Konstantinopel, die er mit der größten Unruhe las; er mußte sich augenblicklich mit seinem ganzen Gefolge nach der Residenz begeben, und ließ mich fast allein bei Zaiden zurück. Ich hatte einen Renegaten bestochen, der alles zu unsrer Flucht bereit halten sollte,

und Zaide, unmäßig in ihrer Freude, daß sie nun bald befreit seyn würde — machte mich glücklich; — ich genoß in ihren Armen das einzige Vergnügen, für welches ich empfänglich war. —

„Schon hatte sich Zaide aller Kostbarkeiten und alles Geldes, dessen sie habhaft werden konnte, bemächtigt, — alles war zu unsrer Abreise in Bereitschaft. Wir hatten nur nöthig, durch einen Hof zu gehen, um an das Ufer des Meeres zu gelangen, wo uns der Renegate erwarten und an ein Schiff bringen wollte. Wir seufzten nach dem glücklichen Augenblick, wo wir diesen verlassen sollten — als unvermuthet Ali erschien, zum Glück aber nur einen Sklaven bei sich hatte. — Er schloß uns in seine Arme und sagte: „Ich kann zwar nur eine Nacht bei Euch verweilen, doch bitte ich Euch, meinen Besuch als den ge-

ringsten Tribut anzunehmen, den ich der Freundschaft und Liebe schuldig bin. Morgen schon muß ich nach Konstantinopel zurück, wo wichtige Geschäfte meine Gegenwart erfordern.“

„Ich erwiderte ihm reichlich alle diese Freundschaftsbezeugungen, die meinem Herzen nichts kosteten, und in seinen Umrarmungen befestigte ich meinen Entschluß nur noch mehr. — Ich wußte es Zaiden zu verstehen zu geben, daß die Ankunft Allis unsern Entwurf nicht vereitele, und um diesen Vorsatz desto sicherer ausführen zu können, forderte ich ihn zu seinem Lieblingsgetränke, dem Wein, auf.“

„Ich selbst trank nur sehr wenig, Ali im Gegentheil um so mehr, bis er endlich in einen tiefen Schlaf versank. Dies war der erwünschte Zeitpunkt, ich zog meinen Säbel, gab ihm einige tödtliche Hiebe, ließ

ihn in seinem Blute liegen, ergriff Zaiden bei der Hand, und nun flohen wir nach dem Schiffe, welches uns erwartete.“

„Ich weiß nicht, was mich so unwiderstehlich zu dem Renegaten hinzog, der uns an Bord genommen hatte, es schien mir, als hasse ich ihn weniger, als die übrigen Menschen. — Er suchte mit mir zu sprechen; nach einigen Unterredungen nahm er mich bei Seite, und sagte zu mir: „Risbeck! mein erster Entschluß war, Dich nebst dem Frauenzimmer, das Dich begleitet, ins Meer zu werfen, aber ich empfinde jetzt eine Freundschaft zu Dir, die ich selbst nicht zu erklären weiß. Ich will mich daran begnügen, wenn Du Dein Glück mit mir theilest. Meine Stärke ist mein Gesetz. —“

„Ich war entzückt, einen Menschen gefunden zu haben, der so ganz dachte,

wie ich. „Ich theile alles mit Dir“ sprach ich zu ihm, „auch sogar das Mädchen, welches ich bei mir habe, wenn sie Reize für Dich besitzt. Empfindest Du wirklich Freundschaft zu mir, so sey der meinigen dadurch versichert, daß ich Dir offenherzig meine Begebenheiten erzähle.“ — Ich erzählte sie ihm, er theilte mir die seinigen mit, und die Gleichförmigkeit unster Gefinnungen knüpfte die engste Freundschaft unter uns. — „Bleib bei mir“ sprach er eines Tages, „und laß uns beide mit einander auf dem Felde des Ruhmes und des Glückes fechten. Diese Matrosen, diese Soldaten sind mir ganz ergeben; ich bin ihr Herr, sie sind nur meine Sklaven.“

„Ich willigte ohne Bedenken ein, und wir kreuzten nun von Meer zu Meer. Eine Reihe glücklich erfochtener Siege schienen unsre Verbrechen zu rechtfertigen; als

wir aber eines Tages gelandet waren, und ich mich mit meinem Freunde in ein Gehölze verirret hatte, lichterfen unsre Gefährten die Anker und fuhren ohne uns ab.“

„Dennoch verließ uns der Muth nicht, Wir hatten Waffen bei uns, und so lange ein herzhafter Mann diese noch hat, kann er nie verzweifeln. Wir raubten und mordeten; eine Kette glücklicher Thaten brachte uns bis nach Paris. — Wie staunte ich, Ibrahim in einem Hause anzutreffen, das ich ebenfalls des Spiels wegen besuchte! Ich schlich mich unerkannt fort, und nun lauerten wir ihm, da er aus dem Spielhause mit einem beträchtlichen Gewinn kam, auf, und ermordeten ihn.“ — —

Hier endete er. —

Von Abscheu ergriffen, voll von Entsetzen und erstaunt, daß ein Mensch seine Niederträchtigkeit so weit zu treiben fähig

sey, stand ich noch immer, einer leblosen Bildsäule ähnlich, auf einer Stelle, als auf einmal der andere Verbrecher, den man noch eingeholt hatte, hereingebracht wurde. — Himmel! es war jener treulose, verrätherische Kammerdiener, auf dessen Befehl wir Girack ermordet hatten, und der dann hinging und uns verrieth.

Ohngeachtet ich durch die Erzählung Risbecks schon in die heftigste Wallung gesetzt worden war, so stieg diese doch jetzt bis zum äußersten Grade, und der Anblick dieses neuen Ungeheuers machte mich rasend. Einem Verzweifelnden ähnlich, stürzte ich mit dem Degen in der Hand auf ihn los, und stieß ihn dem Verräther mit folgenden Worten bis ans Hest in sein Herz: „Erkenne mich; Du mußt durch meine Hand sterben!“ — —

Allein meine unbesonnene That kam

mir theuer zu stehen. Ich wurde sogleich arretirt, und an die Stelle des von mir getödteten Verbrechers, in ein Gefängniß geführt, wo zu meiner Quaal Risbeck mir Gesellschaft leisten mußte, der auf alle nur erdenkbare Art meiner spottete, und meine Heldenthat zum Gegenstande der beißendsten Satire machte.

Versunken in traurige Betrachtungen, zu Boden gedrückt durch mein widriges Schicksal, brachte ich zwei Tage in einem unbeschreiblichen Gemüthszustande hin; kaum fristete ich mein elendes Leben mit der kärglichen Kost, die man mir reichte. — „Zaghafter! würdig der Fesseln, die Du trägst;“ sagte Risbeck zu mir; „da Du den Muth nicht hast, sie zu brechen, so erhebe Dich wenigstens über Dich selbst, und zeige Dich eines bessern Schicksals würdig! — Tapferkeit, mit Verzweiflung gepaart, fürch-

tet keinen Unfall, selbst den Tod nicht; ihr ist kein Ausweg unmöglich. Noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Ich habe ein Mittel gefunden; meine nur schwachen Fesseln sind zerbrochen, ich werfe sie von mir; jetzt will ich auch die Deinigen lösen!“

Der Abscheu, den ich für ihn hatte, machte mich zwar gegen seine ersten Worte taub; allein bei den letzten schien ich neu aufzuleben. — Die Hoffnung nach Freiheit leuchtete wieder in meinem Herzen; mein Leben, obgleich unglücklich genug, war mir doch lieb, und oft ist ja das Unglück selbst ein neues Band, das uns noch fester an dasselbe knüpft.

„Was soll ich thun?“ sprach ich zu Nisbeck. — Er zeigte mir ein großes Loch, das er mit seinen Ketten gegraben hatte. Wir krochen noch diesen Abend durch, und kamen in einen Keller, aus welchem wir

uns nur mit vieler Mühe finden konnten. — Endlich erblickten wir Licht! —

„Willst Du mir folgen?“ sagte jetzt Risbeck; „Du wirst Dir dadurch meine Freundschaft erwerben. Vereinige Dich mit mir; nicht die veränderliche Gunst des Glückes ist es, die Menschen verbindet; diese Fesseln sind schwach, man zerbricht sie leicht: — das Bedürfniß allein knüpft sie!“ —

„Ich Dir folgen?“ antwortete ich ihm mit der größten Verachtung; „ich mich mit Dir vereinigen, mit einem Ungeheuer, mit dem verächtlichsten, nichtswürdigsten aller Menschen? — Glaubst Du, daß mein Herz eben so niedrig und verworfen ist, als das Deinige? — Ich benutze den Dienst, den Du mir erzeigst, um Dich zu fliehen; — ich sollte Dich vielmehr strafen!“ —

„Elender Mensch, dem ich das Leben schenkte, Du solltest es wagen? — — Statt einen Freund gewonnen zu haben, muß ich in Dir einen Verräther fürchten; — stirb!“ — Und nun fiel er plötzlich über mich her, um mich zu erdrosseln. —

Er war stärker als ich, aber nicht so geschickt; ich rang mit ihm, wand mich glücklich aus seinen Armen, und entfloh. —

Ich kehrte in das Haus zurück, welches Ibrahim gekauft, und wo ich Flora gelassen hatte. — Der biedre Türke theilte sterbend noch sein Vermögen durch ein Testament unter seine Geliebte und seinen Freund. Meine Absicht war, einiges Geld zu mir zu nehmen, und dieses Land zu meiden. —

Es war Mitternacht; ich klopfte an die Thüre. Allein wie groß war meine Verwunderung, da ich ganz fremde, mir

unbekannte Bediente zu Gesicht bekam! —
Der Thürsteher fragte mich ungestüm: was
ich wolle?

„Ich will in meine Wohnung, um mit
Flora zu sprechen!“ antwortete ich.

„Ich kenne Euch nicht,“ versetzte er;
„ich habe auch keinen Befehl, Euch einzu-
lassen. Meine Gebieterin ist jetzt in Ge-
sellschaft eines Generalpächters, der sich
nächstens mit ihr verbinden wird!“

Diese Treulosigkeit überstieg fast allen
Glauben bei mir. — Kaum war Ibrahim
gestorben, Ibrahim, den sie so zärtlich zu
lieben vorgab, dem sie ihr 'ganzes Glück
verdankte, den sie noch vor wenigen Ta-
gen so herzlich beweinte — und schon warf
sie sich einem Andern in die Arme? — —

Alle meine Vorstellungen vermochten
es nicht, den Thürsteher zu bewegen, und
ihm begreiflich zu machen, daß ich ehemals

mit seiner Gebieterin in genauer Bekanntheit gestanden; noch weniger konnte ich ihn dahin bringen, diese Nacht in diesem Hause bleiben zu dürfen. — Gähnend schlug er die Thüre zu. —

Ich eilte zu einigen Freunden, um vielleicht bei diesen eine Aufnahme zu finden; aber thörichte Hoffnung! — Alle waren taub bei meinen Klagen, und ich, der noch zwei Tage vorher im Ueberfluß schwamm, sah mich jetzt auf einmal bis in den Staub erniedriget; verlassen von Jedermann, stand ich mitten unter meinen Bekannten. —

Als ich in das Gefängniß gebracht wurde, hatte ich verschiedene Kostbarkeiten und eine volle Börse bei mir; aber aus argwöhnischer Vorsicht hatte man mir beides abgenommen. Auch sogar meine Kleider hatte man mir ausgezogen, und sie mit schlechteren vertauscht. — Von aller Hülfe

entblößt, sahe ich mich also genöthiget, auf der Straße die Nacht hinzubringen. —

Den folgenden Tag beschloß ich bei einigen geistlichen Herren, die ihrer Menschenliebe und Großmuth wegen in allgemeinem Ansehen und Achtung standen, meine Zuflucht zu nehmen, in Hoffnung, von ihnen in meiner hülflosen Lage unterstützt zu werden. — Allein wie sehr hatte ich mich getäuscht! — Ueberall wurde ich abgewiesen, überall spottete man meines Unglücks! — Gezwungen nur würdigten sie mich eines Blicks, und konnten nicht begreifen, wie man unglücklich seyn könne, ohne es verdient zu haben. — „Ihr seyd gewiß ein Bösewicht, den die Rache des Himmels verfolgt!“ dies war ihre Antwort, und mit einem Gesicht, worauf die Sanftmüthigkeit erkünstelt war, mit einem frommen Lächeln zwang man mich,

zu

zu gestehen, ich sey der verworfenste und strafbarste Mensch.

Endlich fand ich einen Wohlthäter, einen Menschenfreund auf einem Dachstübchen, der mich mit vieler Güte aufnahm; — es war ein Schriftsteller. — Nachdem er den Zustand, in dem ich mich gegenwärtig befand, erfahren, und die Erzählung meiner Unglücksfälle aufmerksam angehört hatte, rührte ihn mein Schmerz, und brennend vor Verlangen, mir zu helfen, setzte er sich sogleich hin, um mir eine Bittschrift, in welcher er meine Abstammung einwebte, zu verfertigen. — Ich überreichte sie meinen Verwandten; aber diese Uebermüthigen warfen mir vom Gipfel ihres Glücks einen verächtlichen Blick herab, und verläugneten mich.

In dieser verzweiflungsvollen Lage, untröstend, wohin ich mich wenden sollte,

ohne einen Freund, ohne einen Führer, der mich leiten konnte, irrte ich eines Abends, in düstre melancholische Gedanken versunken, auf den Straßen umher, als plötzlich vier Männer über mich herfielen, mir die Augen verbanden, und in einen Wagen warfen, welcher acht Stunden, ohne anzuhalten, fortfuhr. — Man ließ mich aussteigen, allein die Binde wurde mir nicht eher von den Augen genommen, als bis ich in einem dunkeln Zimmer war, das bloß durch eine düstre Lampe erleuchtet wurde, die das Grausenvolle dieses Orts noch vermehrte; — die Wände waren schwarz behangen, und alles kündigte die tiefste Trauer an. Auf einem Tische lagen etliche Bücher zerstreut untereinander.

Meine Begleiter ließen mich in diesem Todtenaufenthalte, ohne mir ein Wort zu sagen, und schlossen hinter sich zu.

Einige Zeit nachher brachte man mir zu essen, und zeigte mir im Hintergrunde des Zimmers ein Bette, das nicht minder traurig als das Zimmer selbst war. Ich wußte nicht, was ich von dieser ganzen Begebenheit denken sollte; gleich anfangs hatte ich Miene gemacht, von meinen Führern Erklärung zu verlangen, aber durch Zeichen gaben sie mir zu verstehen, ich sey verloren, sobald ich den Mund öffne.

Kummervoll warf ich mich auf das Trauerbette und schließ endlich ein; aber schreckliche Träume beunruhigten mich die ganze Nacht hindurch. Ich stand auf, um in den Büchern zu lesen, die ich auf dem Tische bemerkt hatte, doch ihr Inhalt vermehrte nur meine Unruhe.

Plötzlich ertönte ein fürchterliches Geschrei. — „Wo habt ihr den Sohn eines treulosen Weibes? — Ist er in dem Trauer-

zimmer, wo seine Mutter blutete?“ so rief eine wüthende Stimme. — Das lärmende Geföse verdoppelte sich; meine Thüre sprang auf, und ein langer hagerer Mann stürzte wie rasend, mit einem Dolche in der Hand, auf mich zu. —

Schon zuckte er ihn, um mich zu durchbohren, als ein junger Mensch meinem Mörder in die Arme fiel, und ihm seinen Degen in die Brust jagte. — „Stirb!“ rief er knirschend; „stirb durch die Hand eines Sohnes, der seine Mutter rächt!“ —

Schauernd über diesen empörenden Anblick, wich ich zurück, und wendete meine Augen von dieser entsetzenden Scene ab, als in dem nemlichen Augenblick drei Menschen mir ein Tuch um die Augen banden, mich von diesem grauenvollen Aufenthalte wegschleppten und in einen Wagen warfen.

Einige Stunden mochten wir ohnge-



fähr gefahren seyn, als man anhielt, und mich an einem entlegenen Orte absteigen ließ. — Einer von meinen Begleitern nahm mir die Binde ab, und drückte mir eine volle Börse in die Hand, indem er zu mir sprach: „Nehmen Sie dies und entfernen Sie sich, aber hüten Sie sich, das Geringste von dieser Begebenheit zu sprechen; — Ihr Leben hängt von dieser Verschwiegenheit ab!“ —

Kaum hatte er dies gesagt, als er sich eiligst entfernte, und mich in der dunkelsten Nacht allein stehen ließ. Doch sah ich kaum, daß man mich nach Paris zurückgebracht hatte, als ich zu meinem Schriftsteller eilte, dem ich jedoch aus Furcht der gemachten Drohung, nichts von diesem Abentheuer mittheilte.

Da ich jetzt einige hundert Thaler besaß, so beschloß ich, Paris zu verlassen,

und in andre Länder zu gehen; doch nahm ich mir vor, vorher noch einmal mit Flora zu sprechen, und zu versuchen, ob ich nicht etwas von dem Antheil, den mir Ibrahim vermacht hatte, bekommen könnte. Allein, aller meiner dringenden Bitten ohnerachtet, ließ sie mich nicht vor sich. — Endlich, müde meiner so oft wiederholten Anfragen, ließ sie mir einige Wechselbriefe einhändigen, mit welchen sich Ibrahim versehen hatte, und die er sich in London auszahlen lassen wollte, wohin er nächstens abzureisen im Begriff gewesen war. — Dies gab mir den Gedanken ein, einen Entwurf, an dessen Ausführung das Schicksal mich in Gesellschaft meines Freundes verhindert habe, allein auszuführen.

Sobald ich daher meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, und meinem treuen und mitleidsvollen Wirth für seine

Menschenliebe und Freundschaft nach Vermögen belohnt hatte, schiffte ich mich ein, und langte, ohne weiteres Mißgeschick, glücklich in London an. Hier ließ ich mir meine Wechsel auszahlen, und suchte Bekanntschaften zu machen.

Indessen erpachte das Andenken an meine Aspasia lebhafter als je in meinem Herzen, und ich brannte vor Verlangen, sie wiederzusehen. Die Länge der Zeit hatte ihr Bild nur noch tiefer in meine Seele eingegraben; kurz, ich faßte den Entschluß, auf die Inseln zurückzukehren.

Beschäftigt mit der Ausführung dieses Gedankens, kehrte ich eines Abends etwas spät nach Hause, als ich in einer nicht weit von mir entfernten Straße, durch welche ich gehen mußte, drei Menschen erblickte, die einen andern verfolgten, der sich nur noch schwach vertheidigte. Sie

würden ihn ohne Zweifel niedergestossen haben, wenn ich ihn nicht zu Hülfe gekommen wäre, und die Menehelmörder verjagt hätte. — „Großmüthiger Unbekannter!“ sprach jetzt der Gerettete zu mir; „Ihnen allein habe ich mein Leben zu danken, folgen Sie mir, mein Haus ist in der Nähe; dort will ich Ihnen meine ganze Erkenntlichkeit bezeugen, und, wenn ich es anders im Stande bin, Ihre edle That lohnen!“ —

Ich folgte ihm, und nachdem wir auf sein Zimmer gekommen waren, mußte ich mich niedersetzen, und er begann nun kürzlich also:

„Der Dienst, den Sie mir erwiesen haben, erfordert meine ganze Offenherzigkeit, und ich trage kein Bedenken, mein Herz einem Manne zu eröffnen, dem ich

als meinen Retter, als meinen Wohlthäter,
den größten Dank schuldig bin! "

„Ich befinde mich in der schrecklichsten Lage. Ich hielt mich für vater- und mutterlos, da ich nie meine Aeltern gekannt hatte. Ein vornehmes Frauzenzimmer besorgte meine Erziehung, und verwendete allen nur ersinnlichen Eifer auf dieselbe. Sie starb, ohne daß ich etwas anders von ihr erfahren konnte, als daß sie nicht mit mir verwandt sey, und die Urheber meines Lebens nicht kenne. — Kurz vor ihrem Tode überreichte sie mir noch einen kostbaren Ring, empfahl ihn mir aufs heiligste, weil er mir das, was ich wünschte, in der Folge entdecken könnte, und setzte mich zum Erben eines beträchtlichen Vermögens ein. Ich reiste hierauf nach London, wo ich durch einige Empfehlungen in die vornehmsten Häuser eingeführt wurde. Miladi

Turler, eine Frau, zwar nicht mehr in der vollen Blüthen der Jugend, aber noch lebhaft und reizend genug, ein Herz zu fesseln — sah und liebte mich in einem Augenblick; ihre Leidenschaft aber grenzte an Wuth. — Sie lud mich zu sich ein, und ich gab ihrer Bitte Gehör. Sie bezeugte die größte Freude darüber, und gab mir solche auffallende Beweise Ihrer Zuneigung und Zärtlichkeit, daß ich bei ihren Schmeicheleien, bei ihren Reizen, ob sie zwar schon gar sehr dem Herbste sich näherten, doch selbst anfang, Neigung für sie zu empfinden.“

„Allein ein unerklärbares Etwas, eine gewisse Ehrfurcht war zugleich mit meiner Liebe verbunden, die mich furchtsam und zurückhaltend machte, und deren Ursache ich mir nicht enträthseln konnte, so daß ich, ohnerachtet der Zuborkommenheit der Mi-

sadi, es nicht wagte, die Grenzen der strengsten Sittsamkeit und des Wohlstandes zu überschreiten. Sie war seit zwei Jahren Wittve und Besitzerin eines ansehnlichen Vermögens; ihre Verwandten befürchteten eine zweite Heirath, und ohne Zweifel ist diese Furcht die Ursache der Gefahr, der ich diesen Abend ausgesetzt war. — Urtheilen Sie selbst.“

„Diesen Morgen noch ging ich zu ihr; ich fand sie allein, nachlässig auf ein Ruhe-
 bette hingestreckt, und meine Ankunft brachte sie nicht aus ihrer Lage. Welche Reize erblickte ich in dieser verführerischen Stellung? — Die Göttin der Liebe allein konnte sie so bezaubernd hingeworfen haben.“ —

„Sehen Sie sich!“ sprach sie zu mir.
 Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort:
 „Eben dacht ich an die Grausamkeit der

Gefesse, die den Männern erlauben, uns Liebe vorzuschwären, ihre Leidenschaften zu gestehen, und demohngeachtet unser Geschlecht zum Schweigen zwingen. Sollte man nicht mehr Nachsicht gegen unsre Schwachheit haben? — Ist es einem leidenschaftlich liebenden Weibe wohl möglich, ihre Empfindungen dem Urheber derselben lange zu verbergen?“ — Bei diesen Worten blickte sie mich zärtlich an, und ihre schmach tenden Augen drückten die Regungen Ihres Innern deutlich aus; ich konnte in diesem Augenblick dem ungewöhnlichen Drange meines Herzens nicht widerstehen.“

„Aufgemuntert durch diese Worte, die ein schönes Weib und bei so günstigen Umständen mir sagte, flog ich in ihre Arme. Schon drückte ich meine brennenden Lippen auf ihren verlangenden Mund; schon entquollen Geüßzer der Wollust dem beklemm-

ten Busen, als sie plötzlich einen Schrei ausstieß und in Ohnmacht sank. — Ich wendete alle mögliche Mittel an, sie ins Leben zurückzubringen, und nach unsäglicher Mühe gelang es mir endlich.“

„Halt ein!“ rief sie jetzt, indem sie mich zurückstieß; „halt ein, entfliehe der Dir drohenden Schande! — Du bist mein Sohn!“ — — —

„Ich, Ihr Sohn? — — Gott, was hör ich!“ rief ich halb in Verzweiflung. — „Sie, meine Mutter?“ — —

„Ich sank zu ihren Füßen. Die Schaam, der Abscheu vor dem Verbrechen, das ich zu begehen im Begriff gewesen war, machte mich schauern; kaum wagte ich es zu athmen. — Die Unordnung, in der wir uns befanden, ließ uns kein Wort hervorbringen. Noch sah ich in ihr nur ein Weib, die fehlen konnte, aber jetzt fuhr ich, wie

von einem langen fürchterlichen Traume erschreckt, empor, und rief verzweifelt aus:
 „Ach meine Mutter!“ —

„Du bist mein Sohn! — — An dem Ringe, den Du trägst, an dem Zeichen auf Deiner Brust habe ich Dich erkannt!“

„Hier drückte sie mich von neuem in ihre Arme, und von einer unüberwindlichen Leidenschaft hingerissen, fuhr sie mit schmachender Stimme fort: „Meine Liebe kennt keine Grenzen — ich liebe Dich noch — ich werde vor Verzweiflung sterben. — Mein Sohn! — — Welch ein Name! — Sieh Du nun Deiner Mutter das Leben, komm, zärtlich Geliebter! komm in meine Arme, und Du bist nicht mein Sohn! — — Ach! — vergieb meiner Wuth — ich kenne mich selbst nicht mehr! — Verlaß ein strafbares Weib — ich darf nicht sagen — eine Mutter. — Ein Verbrechen gab Dir

Dein Daseyn, ein weit schrecklicheres hätte uns beinahe vereinigt!“ — —

„Sie erzählte mir hierauf: Sie sey aus Spanien gebürtig, habe in ihrer Jugend einen Liebhaber gehabt, dem sie sich ganz überlassen, und ich sey die Frucht dieser strafbaren Liebe. Eine ihrer besten Freundinnen, welche nach England — ihrem Vaterlande — zurückreiste, hätte meine Erziehung übernommen, sie wüßte aber nicht, was aus ihr geworden wäre. — Nach der Zeit habe sie sich mit Milord Turler vermählt, dieser sey mit ihr hierauf nach London gegangen, und hier vor zwei Jahren gestorben.“

„Hier endigte sie, und bat mich, sie zu verlassen.“ —

„Himmel!“ rief ich aus; „Miladi Turler ist Ihre Mutter?“ — Ich flog in die Arme des jungen Menschen, und erzählte

ihm ohne Zurückhaltung, was mir in Spanien mit seiner Mutter begegnet war. Wir beschloßen am folgenden Tage sie gemeinschaftlich zu besuchen, und da mein Unbekannter einige Wunden bekommen hatte, die zwar nicht gefährlich waren, aber es doch durch Vernachlässigung hätten werden können, so blieb ich selbst die ganze Nacht bei ihm.

Allein, kein Schlaf kam in meine Augen. — Bald dachte ich an Aspazien, die ich so leidenschaftlich liebte, bald an Miladi Turler und an ihren Sohn, bald an meine erlittenen Leiden, an die schreckliche Geschichte, von welcher ich in dem Trauerzimmer Zeuge gewesen war, bald an Ibrahim, den ich durch das blutigste Ereigniß verloren hatte, und bald an den schändlichen Mißbrauch zurück. — Aber unter allen diesen Gegenständen verweilte ich am längsten

sten bei dem rührenden Gemälde meines Lebens. Alle diese Gedanken folterten mein gekränktes Herz tief.

Am folgenden Morgen gingen wir zur Miladi. — Aber welch Staunen! welch ein Schmerz! das ganze Haus befand sich in der größten Unordnung; die Bestürzung war auf dem Gesichte aller Anwesenden gezeichnet. — — Miladi war — todt; — sie hatte sich selbst vergiftet! — —

Man händigte Rochester — so hieß mein junger Freund — einen Brief ein, den sie kurz vor ihrem Tode noch geschrieben und eigenhändig versiegelt hatte. — Hastig erbrach er ihn, und folgendes war der Inhalt:

Geliebter Sohn!

Ich sterbe als das Opfer einer doppelt strafbaren Liebe; ich war unwürdig,

§

länger zu leben. Schon von der frühesten Jugend an war mein Herz ein Raub der heftigsten Leidenschaften; sie erstickten alle gute Eigenschaften, die der gütige Schöpfer in meine Seele geprägt hatte, und einer schändlichen Liebe, der Wollust allein, opferte ich alles auf. — Unter der Larve der Religion verbarg ich meine Laster; — aber der Heuchler, der die Leichtgläubigkeit der Menschen wohl mißbrauchen, und nach seinen Absichten leiten kann, ist nicht im Stande, sich vor jenem allmächtigen Wesen zu verstellen, der selbst die geheimsten Gedanken ergründet. — Und dieses göttliche Wesen wollte mich durch mich selbst strafen; — ich nahm Gift! — — — Aber sterbend noch — schlägt mein Herz nur allein für Dich, mein Sohn! — o, dürfte ich sagen: — Geliebter! — —

Ich habe mein Testament gemacht;
Du bist Erbe meines nicht unbeträcht-
lichen Vermögens. — Lebe wohl — ach,
ewig wohl — das Gift — hui! wie es
brennt! — — Ich sterbe! — — —

Den Schmerz Rochesters zu beschreiben,
ist mir unmöglich; der meinige schien mit
seinen Thränen zu wachsen. — Wenn ich
mir jedoch die Bosheit und Treulosigkeit
dieses schlechten Weibes gegen Ibrahim,
ihre schändliche Liebe gegen den Großinqui-
sitor, ihr ausschweifendes, verabscheuungs-
würdiges Leben, in welches sie sich durch
Ihre Begierden gestürzt, und das sie viel-
leicht nie verlassen haben würde, ins Ge-
dächtniß zurückriefte, so hemmte dies un-
willkürlich meine Traurigkeit, und ich war
nur beschäftigt, meinen Freund zu trösten.
— Nach und nach gelang mir es auch,
und er überließ sich ganz meiner Führung.

Wir theilten unser Vermögen, und verbanden uns durch die engste Freundschaft.

Er machte mich mit einem ehrwürdigen Manne bekannt, der als dritter in unserer Bündniß trat; es war ein schon bejahrter Philosoph, ein Mann, der nicht bloß Moral lehrte, sondern sie auch durch Beispiele bestätigte. Ich unterhielt mich sehr gern mit ihm, erzählte ihm die traurige Geschichte meines Lebens, und — er bemühte sich, mich zu überreden, ich sey glücklich! —

Er rühmte nur die Reize der Tugend, und ließ mich über die Folge der Unglücksfälle meines und seines Lebens Betrachtungen anstellen. — Er erhob die Freuden, die man in dem Schooße der Tugend genießt, über alle irdische, ob diese gleich genöthigt sey, sich nur zu oft unter dem

Laster zu beugen, und Beschimpfung und Unrecht zu erdulden.

„Man muß gestehen“ sagte er einst zu mir, „wenn es je ein Beispiel irdischen Glückes giebt, so ist es ein tugendhafter Mensch, und ich schätze in der That nur denjenigen für den glücklichsten, der ein ruhiges Gewissen hat; die Folter desselben sind unsre Peiniger.“

„Sagen Sie selbst, lieber Freund, konnten Sie jene Augenblicke, wo Sie ein strafbares Vergnügen genossen, Glück nennen? Kann man wahre Freuden ohne Tugend finden? Ohne diesen Frieden der Seele, der die Frucht eines guten Gewissens ist, kann uns kein Glück wahres Vergnügen gewähren. — Betrachten Sie jene Reichen, welche täglich, in Weichlichkeit und Uebersuß versunken, dem Glücke Weihrauch streuen, wie sie schüchtern die Augen

niederschlagen, und ihrem unruhigen Herzen Geufzer entschlüpfen lassen, die ihre ängstliche Besorgniß verrathen. Ihre Seele ist ein Spiel namenloser Sorgen und des Ehrgeizes; sie sind unglücklich, indem sie glücklich scheinen.“

„Der Landmann im Gegentheil kennt in seiner Hütte keinen andern Reichthum, als die Frucht seiner Arbeit; er genießt sein Glück in Frieden. Ohne Sorgen, ohne Ehrgeiz vergehet er sich nicht im Wunsche eitler Schätze, würde weder ruhiger noch sanfter in einem Pallast auf seidenen Betten schlafen, als unter seinem Strohdache. Die einfachste Speise und die seinen Hunger am besten stillt, ist für ihn die schmackhafteste; denn der Hunger ist es, der alle Speisen, die er genießt, würzt. Seine Lage fließen ihm an der Seite einer biedern Hausfrau, die er anbetet, und umringt von Kin-

dern, die ihn lieblosen, heiter und friedlich dahin. Er scheint unglücklich, aber er ist wahrhaft glücklich.“ —

Ich wendete ihm ein: „Wer aber ist wohl unglücklich, wenn ich es nicht bin; mein Leben ist ja eine ununterbrochene Kette von Unglück?“ —

„Lieber Freund! der Böse, der Lasterhafte ist unglücklich, denn es giebt eine Vorsehung, die er fürchten muß. — Und kann es wohl eine geben, wenn der ruchlose triumphirt, und der Gerechte unterdrückt wird? Ja, es giebt eine. Ihr Zweifel ist der Beweis davon. Das scheinbare Glück dieses Lebens ist nichts; wir haben ein anderes zu erwarten, in welchem die Tugend belohnt und das Laster bestraft werden soll. Das Unglück ist der große Lehrmeister der Menschen. Wer immer glücklich war, nie Leiden erduldet, kennt

weder das Gute noch das Böse, weder das Herz anderer Menschen noch sein eigenes. “

„Aber vergessen Sie auch nie, daß das größte Unglück die Verzweiflung ist; härten Sie sich wider das Mißgeschick ab, es hat mehr Gewalt über eine Seele, die ihm nachgiebt, und hüten Sie sich den Tod, als das Ziel ihrer Leiden, zu betrachten, denn das Leben ist ein Geschenk des Himmels, über welches Sie kein Recht haben. Gott gab es Ihnen, und er allein kann es Ihnen nehmen; Sie können es ihm nicht zurückgeben. Seine Werke vernichten, ist die größte Beleidigung; es giebt keinen einzigen Fall, wo man sich, ohne Verbrechen, das Leben rauben könnte. — Haben Sie gleich Ihrem Vaterlande nichts zu danken, so haben Sie doch Pflichten gegen sich selbst, und sind sich selbst Gott schul-

dig, der Sie erschaffen hat; Ihre Leiden prüfen und reinigen Ihre Jugend.“

Dies waren ohngefähr die Betrachtungen meines würdigen Freundes. Ich erinnere mich ihrer noch oft, denn sie mindern die Traurigkeit, die mich niederbeugt, und rufen mir meine Pflichten als Mensch zurück. Wüthet Verzweiflung heftiger in meinem Busen, so denk ich an seine weise Lehren, und sie stärken und befestigen mich in meiner Religion. —

So oft ich seine Gespräche anhörte, so oft warf ich mir jene strafbaren, schwachen Augenblicke vor, wo ich den Tod gewünscht hatte. Seine Worte brachten jenen zauberischen Frieden in meine Seele zurück, den der Sturm der Widerwärtigkeiten daraus vertrieben hatte, und ich gelobte mir selbst, nie wieder von dem Pfade der strengsten Jugend abzuweichen.

Auf diese Art genoß ich nach und nach ein besseres Schicksal. Innigst verbunden mit zwei schätzbaren Freunden, war ich nie ohne sie. Gingen wir zusammen in lärmende Gesellschaften, so theilten wir uns, bei unserer Nachhausekunft, unsre Bemerkungen über die verschiedenen Gegenstände mit, die uns aufgefallen waren. — Wir studirten die Menschen, und selten fiel die Schlußfolge unserer Betrachtungen sehr zu ihrem Lobe aus.

Eines Tages, als wir auf einem öffentlichen Spaziergange waren, bemerkte ich einen Menschen, der mir nicht ganz unbekannt schien; ich sammelte meine zerstreuten Gedanken, und erkannte ihn für den Jüngling, den ich an jenem Schreckensorte gesehen, und der mir so unvermuthet das Leben gerettet hatte. Er erkannte mich

gleichfalls, und eilte auf mich zu. Ich verließ meine Freunde und folgte ihm. —

Er that verschiedene Fragen an mich, welche ich mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit beantwortete. — „Könnte ich glauben“ sprach ich zu ihm, „Ihr Zutrauen durch das meinige zu verdienen, so wollte ich Ihnen eine Geschichte voll außerordentlicher Begebenheiten erzählen, welchen vielleicht nichts als der traurige Auftritt fehlt, der Sie betrifft, um ganz romantisch zu scheinen!“ Er bat mich um diese Erzählung, und versprach mir, ebenfalls ein treues Gemälde seiner Schicksale zu liefern. Ich willigte ein, und kaum hatte ich ihm einen kleinen Umriss meiner traurigen Schicksale entworfen, so umarmte er mich, und sprach:

„Wir sind Anverwandte; ich bin aus einer Nebenlinie Ihrer Familie, und dem

Unglücke Ihres Vaters habe ich einen Theil meines Vermögens zu danken. Der König, der nach der Zeit die Unschuld desselben erkannte, ließ lange seine Gemahlin und seinen Sohn auffuchen. — Ihre Familie, welche nie die geringste Nachricht weder von Ihnen, noch von Ihrer Mutter erhalten hatte, wurde von dem Monarchen mit Wohlthaten überhäuft; er widerrief sogar öffentlich das Verbrechen, das Ihrem unglücklichen Vater angedichtet worden war, und das sein Leben auf dem Blutgerüste geendet hatte, und ließ ihn für unschuldig erklären. — Ihr Onkel bekleidet Würden und Ehrenstellen, die er nicht verdient. Er besitzt einen unbeschreiblichen Stolz, und wenn sie nicht die überzeugendsten und sprechendsten Beweise Ihres Rechts, noch hohe Gönner haben, so würde er Sie nicht einmal eines Blicks, viel weniger ei-

ner vetterlichen Aufnahme würdig achten. Doch ist es Zeit, daß ich Ihre Neugierde befriedige.

Er erzählte mir hierauf seine Geschichte, und löste mir dadurch den Knoten jener blutigen Trauerscene; doch mußte ich ihm mit einem Eide versprechen, gegen Niemand das geringste davon zu erwähnen. — Zufälligerweise besaß mein so unversehrt gefundener Vetter Pflanzungen auf den Inseln, wo Aspasia wohnte, und da ich ihn von meinem Entschlusse, dorthin zu reisen, unterrichtet hatte, so trat er mir dieselben ab, und überhäufte mich mit Geschenken. —

Beschämt über ein so ungewöhnlich zu vorkommendes Betragen, bezeugte ich diesem großmüthigen jungen Manne meine Erkenntlichkeit in den wärmsten Ausdrücken. Sein Unglück machte mir ihn noch theurer,

und ich verließ ihn während der kurzen Zeit, die er noch in London zubrachte, keinen Augenblick, und seine Abreise ging mir sehr nahe.

Nun beschäftigten sich meine Gedanken unaufhörlich mit Aspasia, und die Sehnsucht, sie zu sehen, bemächtigte sich meiner stärker als je. — „O! — rief ich aus — wenn der Himmel sie mir erhalten hat, wenn sie noch für ihren Geliebten lebt, welch Glück ist dann dem meinigen gleich? — Aber kann ich wohl hoffen, daß sie einst die Meinige werde? — Ach, sie wird mich nie für ihren Gatten annehmen! — Niederschmetternder Gedanke für mein Herz, das nur allein für sie schlägt! — Nun, so will ich doch wenigstens ihr Freund bleiben, die Luft einathmen, die sie einathmet, um und neben meiner Aspasia sehn!“ —

Ich dachte nun ernstlich daran, mei-

nen Entschluß auszuführen: nichts hielt mich mehr in Europa zurück; meine eigne Erfahrung hatte mir es gezeigt, daß man in allen Welttheilen unglücklich seyn kann, daß es überall schändliche, boshafte Menschen giebt. — Ich theilte meinen Freunden meinen Entschluß mit; Rochester war erfreut darüber, und versprach mir, überall zu folgen. Tollatson — so hieß der Philosoph — ertheilte mir noch einige lehrreiche Warnungen.

„Hüten Sie sich“ sagte er, „etwas auf's Ohngefähr zu wagen. Sie befinden sich jetzt, in dem Umgange zweier Freunde, die Sie schätzen, wie in einem sichern Hafen, und Ihr widriges Geschick, das Sie bisher so hartnäckig verfolgte, scheint mit Ihnen wieder ausgesöhnt zu seyn. Sie besitzen ein beträchtliches Vermögen: — bleiben Sie in England; wer weiß, erwarten Sie

in einem entfernten Lande nicht neue Unglücksfälle? — Sie suchen ein Weib, von dem Sie keine Nachricht haben, die Sie vielleicht schon vergessen, oder vielleicht längst schon gestorben ist. — Wodurch glauben Sie es beweisen zu können, daß Aspasia in ihrem Vaterlande geblieben ist, — daß Sie noch von ihr geliebt werden? —

„Ein gewisses Etwas läßt meinem Herzen hoffen; eine geheime Vorempfindung sagt mir, daß ich Aspasia wiederfinden, frei wiederfinden, und mit ihr glücklich seyn werde.“ —

„Man überredet sich leicht, was man wünscht. — Gesezt aber, Ihre Vermuthungen wären ungegründet, Ihr Wahn falsch! — Erwägen und bedenken Sie ja erst recht alle diese Punkte; ehe man sich muthwillig in

in Gefahr stürzt, muß man alle Möglich-
keiten prüfen. “

„Ach, ich fühle mich nur zu schwach;
ich fühle, daß ich ohne Aspasia nie glück-
lich seyn kann!“ —

„Nun wohl, so will ich ganz Ihr
Freund seyn, will Ihnen folgen, an wel-
chen Ort sie auch hingehen mögen; Sie
können nicht ohne Aspasia, und Ihr
Freund nicht ohne Sie leben!“

Ich fiel ihm vor Freuden um den Hals,
umarmte und küßte ihn. — „Ha!“ rief
ich aus; „was vermögen nun alle Schläge
des Schicksals über ein Herz, das glücklich
durch Freundschaft und Liebe ist!“ —

Wir eilten in den Hafen, und fanden
ein Schiff segelfertig, nahmen Abschied von
unsern Bekannten, und schifften uns ein.

Acht Tage waren wir bereits auf der
See; der Himmel blieb heiter, und wir

versprachen uns die glücklichste Farth, als wir in der Ferne einen kreuzenden Korsar erblickten. Sobald er uns gewahr wurde, stieß er auf uns zu, um uns anzugreifen, und wir trafen alle Anstalten, ihn muthig zu empfangen. Unsre Mannschaft war stark genug, um nichts zu befürchten; im Gegentheil sahen wir ihn mit Vergnügen sich uns nähern, und unser Entschluß war bald gefaßt.

Nach einigen Salven enterkten wir; das Gefecht war schrecklich, und man schien weniger den Tod, als die Schande des Ueberwundenen zu fühlen. — Tollatson, vorsichtig mitten in der Gefahr, setzte der wilden Wuth unsrer Feinde eine Kaltblütigkeit entgegen, welche mit einem unüberwindlichen Muth verbunden war, und die Soldaten, angefeuert durch unser Beispiel, wettkampften untereinander, sich an Uner-

schrackenheit auszuzeichnen. — Endlich behielten wir die Oberhand; aber Gott! welch ein Sieg! — An meiner Seite sah ich den weisen Tollatson fallen! Bedeckt mit Wunden, gebadet in seinem Blute, war er noch in seinem Tode furchtbar.

Außer mir vor Schmerz, stürzte ich auf seinen blutigen Körper. Alles Gefühl, alle Besinnungskraft meiner Seele schien vernichtet; ich glich einem Todten. — Man entriß mich mit Gewalt diesem empörenden Schauspiele, und trug mich fort. Noch einige Zeit blieb ich in diesem fühllosen Zustande, ehe ich den Gebrauch meiner Sinne wieder erhielt, um das ganze Schreckliche meines Schicksals überdenken zu können.

Der erste Gegenstand, den meine Augen erblickten, war Rochester — der mich ebenfalls begleitet hatte — in seinem Blute schwimmend. Beinahe hätte ich diesem

zweiten Gemälde des Entsetzens von neuem unterlegen! — Man bemühte sich, sein Blut zu stillen, verband ihn und riß ihn aus meinen Armen, mit der Versicherung, daß er noch ins Leben zurückgebracht werden könne.

Der Kapitän entriß mich der Fühllosigkeit, in die ich versunken war, um mir sowohl als meinem Freunde für die ausgezeichnete Tapferkeit zu danken, mit welcher wir gestritten hatten. „Ihnen bin ich den erkämpften Vortheil schuldig!“ sprach er; „wollte Gott! daß Sie Ihren Freund nicht verloren hätten, dessen Verlust ich eben so sehr fühle und betraure! Die Augen aller meiner Soldaten waren auf ihn und Sie gerichtet, und jeder bemühte sich, eben so tapfer und muthvoll zu fechten. Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für Ihren thätigen Beistand!“ — Hierauf wünschte

er Nothestern baldige Besserung, und fragte mich, ob ich Lust habe, ein Frauenzimmer von seltener Schönheit zu sehen, das man im Schiffe des Korsars gefunden hätte.

Ich ging mit ihm. — Aber Gott im Himmel! welch eine Scene! — Aspasia — meine Aspasia, um deretwillen ich mich allen diesen Gefahren ausgesetzt hatte, war es selbst! — — Dies war zu viel für mein Herz! — Der plötzliche Uebergang vom größten Unglück zum unverhofftesten und höchsten Glück, machte auf mich dennehmlichen Eindruck, den vorher der Schmerz in mir hervorgebracht hatte. — „Aspasia!“ rief ich, sank zu ihren Füßen, und fiel in eine tiefe Ohnmacht; — doch bei der ruhrenden Stimme meiner Aspasia, bei ihren zärtlichen Bemühungen kam ich bald wieder zu mir. — Ich erwachte. — „Habe ich Dich wieder, meine Aspasia? — Bist

Du es auch selbst, oder ist's Täuschung?" Dies waren meine ersten Worte. — Sie hing an meinen Lippen und weinte an meiner Brust. — Alle Umstehenden konnten sich bei dieser rührenden Scene der Thränen nicht enthalten.

Ich führte sie auf das Zimmer meines Schiffes. Hier erzählte ich ihr meine Lebensgeschichte, ohne die Ermordung Girards zu vergessen. Diese Aufrichtigkeit gefiel ihr; sie fand mich weniger strafbar, und verzieh meinem Leichtsinne. —

Sie versicherte mich hierauf der Fortdauer Ihrer Liebe, und fügte hinzu, daß man die Treulosigkeit Olinors entdeckt, und erfahren habe, wie schändlich er meine Jugend benutzte, um unter dem Vorgeben, die meinem Geschlechte angethane Schmach zu rächen, seine schändlichen Wünsche erfüllen zu können. — Sie selbst habe sich

vorgenommen, einen andern Welttheil zu ihrem Wohnorte zu wählen, als der Korsar, den wir so eben überwunden hatten, voll Hoffnung über einen ansehnlichen Raub, ihr Schiff angefallen und sich dessen bemächtigt hätte. Jetzt, da sie mich wieder gefunden, wünsche sie nichts sehnlicher, als auf die vaterländischen Inseln zurückzukehren.

Der schnelle und wiederholte Uebergang von der Freude zum Schmerz, und vom Schmerz zur Freude, hatte meine Seelenkräfte erschöpft; sie konnten mein Glück nicht ganz umfassen, und ich genoß es nur halb. — Aber konnte ich wohl ganz glücklich in dem Arme einer Geliebten seyn, da ich noch einen Freund betrauerte? —

Diese traurige Erinnerung folterte mich selbst im Schooße der Freude, und Aspasia, die zärtliche Aspasia, las im Innersten mei-

ner Seele. — Die Leiden, die mich quäl-
ten, rührten ihr Herz, und sie gab sich
alle Mühe, meinen Kummer zu verschuchen,
sie theilte ihn mit mir, sie weinte mit in
meine Thränen, und in unsern Seufzern
fanden wir Trost für unsre Leiden.

Ich stellte Aspasien Rochestern vor; das
Bergnügen, das er dabei empfand, trug
nicht wenig zur Heilung seiner Wunden
bei. Sie schätzten sich, und mein Glück
wurde dadurch unendlich vermehrt. —
Glücklich legten wir den übrigen Theil un-
serer Reise zurück, kamen auf den Inseln
an, ohne daß uns etwas Widriges aufge-
stoßen wäre, und einige Tage nachher feier-
ten wir unsre Hochzeit.

Nun glaubte ich das Ziel meiner Lei-
den erreicht zu haben, und entwarf den
Plan zu meiner häuslichen Einrichtung,
welcher meiner Liebe zu entsprechen im

Standes wäre. Meine ansehnlichen Pflanzungen verwaltete ich selbst, indeß meine Gattin die Aufsicht über das Innere des Hauses führte. — Ich wußte, daß ein unruhiges und geräuschvolles Leben nicht nach ihrem Geschmaack war, und deshalb schränkte ich mich auf eine kleine Anzahl Bekannte ein; Rochester allein entschädigte mich für eine große Menge Freunde, und ich versprach mir, die ruhigsten und glücklichsten Tage zu durchleben. Ich blieb in dem Cirkel meiner kleinen Familie, und nie empfand ich auch nur die geringste Langeweile. Ich baute ein Haus, zwar nicht prächtig, aber geschmackvoll und bequem, entwarf selbst den Plan zu den Alleen und Lauben, die in meinem Garten angelegt wurden; ich verbannte alle Art von Aufwand, aber ich vernachlässigte nichts, was mir einige Annehmlichkeiten des Lebens

verschaffen konnte. Nie unternahm ich etwas, ohne meine Aspasia vorher um Rath gefragt zu haben; ihr Geschmaçk entschied den meinigen, ihr Wunsch war mein Wille.

Dies war der Plan, nach welchem ich lebte, durch den ich mich auf den höchsten Gipfel des Glücks versetzt glaubte. —

„Ruhig von nun an mit einer zärtlichen Gattin, die ich anbete, wird nichts mehr mein wonnevolles Leben stören können; dieser Augenblick ist der erste meiner Tage; von diesem Zeitpunkte fängt sich mein Glück an; alles wird mir lächeln, das Schicksal und Aspasia!“ — So dachte ich; — aber ich war nicht geboren, um glücklich zu seyn! — Ein fürchterliches Ungewitter zog sich über meinem Haupte zusammen. —

Ein inneres Beben, eine unbeschreibliche Wuth bemächtigte sich meiner Glieder,

als ich eines Tages Rochester mit dem rucklosen Risbeck in mein Zimmer treten sah. In der ersten Hitze wollte ich ihn sogleich ins Gefängniß werfen und ihn für alle seine Verbrechen bestrafen lassen, da er sich aber auf die Knie niederwarf, und mich um Gnade ansuchte, so verzieh ich ihm. Ich hielt ihn für eben so reuevoll, als er es schien, und daher erwieß ich ihm viel Gutes.

Der Treulose überdachte genau alle seine Handlungen, erwog das kleinste Wort und ließ nichts merken, das seine Bosheit hätte entlarven können; — er hätte das scharfsichtigste Auge getäuscht.

Mit Rochester ging er am meisten um, und sparte weder Freundschaftsbezeugungen noch Mühe, um sein Vertrauen zu erlangen. Ich bemerkte deutlich aus seinem Betragen, daß, so wie er nach und nach

seine Liebe gewann, ich sie täglich mehr verlor; er war nicht mehr der besorgte Freund, der in meinem Herzen las, um dem kleinsten meiner Wünsche zuvorzukommen. Er war fast unkenntlich geworden, so sehr hatte der vertrauliche Umgang mit jenem Schändlichen seinen Charakter umgeändert.

Um diese Zeit beschenkte mich meine geliebte Gattin mit einem Sohne. Wie groß war meine Freude! Welche unnennbare zärtliche Regungen empfand mein Herz! Welche unaussprechliche Wonne für mich, Vater zu seyn! — Ich nahm ihn in meine Arme, erwärmte ihn an meinem Busen, und drückte ihn mit dem Hochgefühl eines glücklichen Vaters an mein Herz! —

Rochester nahm weit weniger Antheil an meinem Glück, als ich geglaubt hätte.

Er erschien nicht einmal bei den verschiedenen Freudenfesten, die ich anstellte, schien bei den Entzückungen meiner Fröhlichkeit eben so traurig und niedergeschlagen, als ich heiter und aufgeräumt war. Fragte ich ihn nach der Ursache seines Tieffinns, so mußte er nicht, was er antworten sollte, suchte seinen Kummer zu verstellen, und machte die unwahrscheinlichsten Ausflüchte; verschiedenemale bemerkte ich sogar Seufzer und Thränen, die er mir zu verbergen suchte.

Sechs Monate nach der glücklichen Begebenheit, die mir einen Sohn gegeben hatte, ging ich eines Morgens auf's Feld spazieren, und sann über die Traurigkeit Rochester's und über die Vertraulichkeit nach, die jetzt zwischen ihm und dem Bösewicht Nisbeck herrschte. — Vertieft in diese Betrachtungen kam ich wieder nach Hause;

aber ich fand meine Aspasie nicht: — Rochester hatte sie mit Nisbecks Hülfe entführt. — — Welch ein Donnerſchlag für mich! —

Mit der Wuth eines Rasenden schwingte ich mich auf's Pferd, und verfolge die Räuber; aber o Himmel! ich stürze, und liege in meinem Blute halb sinnlos da. — Voll Schmerz und Verzweiflung brachte man mich zurück, meine Wunden verschlimmerten sich, und der Arzt bot alle seine Geschicklichkeit auf, mich dem nahen Tode zu entreißen. —

Ich befand mich kaum etwas wiederhergestellt, als ich folgendes Billet erhielt:

Ich bin der nichtswürdigste Mensch, aber ich bin auch eben so empfindlich gestraft. — Ich verfolge jetzt Nisbeck, den Entführer ihrer unschuldigen Gattin, und werde nicht eher zurückkehren, als

bis ich sie wiedergefunden, und Ihrer
sehnsuchtsvollen Umarmung entgegen füh-
ren kann. — Möchte ich so lange leben,
um meine Schandthat wieder gut zu
machen! — Ich habe keine Zeit, weils
läuftiger zu seyn; nächstens mehr! —

Rochester.

Schon als ich glaubte, meine Aspasie
sey in den Händen meines Freundes, schon
da ängstigte ich mich unaussprechlich, ohne
erachtet ich immer hoffte, daß sein gutes
Herz ihn zurückbringen würde, ehe er sein
Bubenstück völlig vollendete; wie groß
mußte jetzt meine Verzweiflung seyn, als
ich erfuhr, mein einzig geliebtes Weib be-
finde sich in der Gewalt Risbeds, jenes
Ungeheuers, dem nichts in der Welt heilig
war, und der den Tag, an welchem er sein
Daseyn nicht mit einer neuen Schandthat
entehrt hatte, für verloren achtete! —

Plötzlich hörte ich das Geräusch eines Wagens; — es war Rochester und meine Aspasia! — — Risbeck hatte die Flucht ergriffen, und man wußte nicht, was aus ihm geworden war. — Rochester sank zu meinen Füßen:

„Sie sehen einen Unglücklichen“ sprach er, „der die heiligen Rechte der Freundschaft und Gastfreiheit mißbrauchte, um das schändlichste Verbrechen zu begehen. Hören Sie die Erzählung davon, damit der Abscheu, der sie dabei durchdringen wird, Ihren Haß und Ihre Verachtung gegen den ruchlosesten Menschen noch mehr erzeuge:

„Als ich Aspasia zum erstenmale sah, liebte ich sie auch schon; vergeblich bot ich alle Vernunftgründe, vergebens selbst die Tugend auf, denn was vermag diese wider die Liebe? — Ich gab mir alle Mühe,
das

das strafbare Feuer, das mich verzehrte, zu dämpfen, ich stellte mir die Vorzüge Ihrer Gattin vor; ach! wäre sie weniger tugendhaft gewesen, ich hätte sie vielleicht weniger geliebt. — Einige verbindliche Worte Aspasiens, ihr zuvorkommendes, gefälliges Betragen, das ihr die Freundschaft erlaubte, fachten das Feuer der Liebe nur noch stärker in mir an. — Wie oft wollte ich, bei meinem innern Kampfe, mich Ihnen zu Füßen werfen, Ihnen meine strafbaren Begierden entdecken, und mich auf ewig von dem Gegenstande entfernen, der sie in mir erregte! “ —

„Der Verräther Nisbert wußte mir mein Geheimniß abzulocken, das ich gewünscht hätte, mir selbst verbergen zu können; durch heuchlerische Vorspiegelungen streute er Balsam auf mein verwundetes Herz. Er beklagte mich und schien meinen

R

Kummer zu theilen. — Ich liebte; — nach dem Gegenstande unsrer Liebe beschäftigen wir uns am liebsten mit demjenigen, der unsre Schwachheit kennt und derselben schmeichelt.“

„Ich schenkte ihm meine Freundschaft, und er bot alles auf, sie noch mehr zu verdienen. — Durch den Bösewicht verführt, bemerkte ich nicht, daß er daran arbeitete, mich zum Werkzeuge seiner eigenen Leidenschaft zu machen. Er liebte gleichfalls Ihre Gattin. — Zu sehr von meiner Liebe eingenommen, ließ ich mich durch seine Worte blenden, und als er mich auf den höchsten Punkt der Verzweiflung gebracht sahe, schlug er mir vor, Aspasia zu entföhren.“ — —

„Der Abscheu, den ich vor einer so entehrenden That empfand, entging seinem scharfsichtigen Blicke nicht. Ich strafte ihn

mit Verachtung, und er entschuldigte sich so gut, mußte mich von neuem wieder so zu bethören, daß er mir dadurch nur um desto theurer ward.“ —

„Hierdurch erhielt er vollends alle Gewalt über mein Herz, und ohne sich von dem Pfade der Tugend entfernen zu scheuen, schlummerte er mich nach und nach ein, unterdrückte die heiligsten Pflichten in mir, und wußte meine Schwäche so zu benutzen, daß ich endlich in seinen ersten Vorschlag willigte.“

„Ein hoffnungslos Liebender kennt keine andre Rechte, als die seine Leidenschaft befriedigen. — Ich entführte Ihre Gattin; und in dem Augenblick, als ich die Frucht meines Verbrechens einzuärnten hoffte, entriß mir sie eines Nachts, als ich in süßen Träumen mich wiegte, der Bösewicht Riasbeck.“ —

„Jetzt fühlte ich die ganze Größe meines Vubenstücks. — Voll Verzweiflung, gefoltert durch mein Gewissen, nahm ich mir nur so viel Zeit, Sie von dem Schicksale Ihrer Aspasia zu benachrichtigen, und von zwei tapfern Leuten begleitet, folgte ich der Spur des Nichtswürdigen, und holte ihn glücklich ein. — Der Elende drückte sein Gewehr auf mich ab; da er aber fehlte und nun wohl einsah, daß er nicht widerstehen könne, so rettete er sein Leben durch die Flucht.“ —

Hier schloß Rochester, und eine Thräne der Rührung perlte in seinem Auge. Ich ward bewegt, denn ohnerachtet des Schimpfes, den er mir zugefügt hatte, hegte ich noch immer die zärtlichste Freundschaft für ihn; — ich drückte ihn in meine Arme, und bat ihn, mir einen Freund wiederzugeben, wenn ich sein Verbrechen vergessen solle. —

Sobald meine Wunden geheilt waren, stellte ich öffentliche Lustbarkeiten an, um die Freude auszudrücken, die ich über die Zurückkunft Aspasiens und Rochesters empfand. — Ich überließ mich jetzt ganz meinem Glücke; nichts, glaubte ich, könne von nun an die lächelnde Aussicht meiner Tage stören, ich wollte sie an dem Busen einer zärtlich geliebten Gattin, in den Armen eines gebesserten Freundes verleben. — Ein herzliches, heiliges Band vereinigte mich täglich mehr mit meiner Aspasia; — ich sah mein Daseyn sich vermehren — mein zweites Ebenbild entwand sich ihrem mütterlichen Schooße. — Ich liebte den Kleinen mehr in seiner Mutter, ich betete mein Weib in ihm an. — Ungewiß stand ich da, ob ich die Mutter, die ihre Arme nach mir ausstreckte, oder meinen Sohn, der mich anlächelte, umarmen sollte. —

So ward jeder Tag, jeder Augenblick
ein neuer Triumph für meine Zärtlichkeit
und für meine Liebe! —

Rochester, der von seiner Leidenschaft
jetzt völlig geheilt war, ließ mir und meiner
Gattin die Reize der reinsten Freundschaft
genießen; er theilte unser Glück, und wir
waren in der That glücklich. — Aber ach,
dieser schnelle Augenblick verschwand wie
ein Schatten, und es blieb mir in meinem
Unglück nur der schreckliche Anblick meines
Schicksals und der flüchtige Gedanke eines
 verschwundenen Glücks! —

Werd' ich es wohl vermögen, das
schreckliche Gemälde meines letzten Unfalls
herzuzeichnen? — Grausame Erinnerung!
— Warum kann ich sie nicht auf ewig aus
meinem Gedächtnisse verbannen? — Ver-
gebens; sie ist mir stets gegenwärtig, —

jeder Augenblick ruft mir das schauernde Bild davon zurück! — —

Meine Aspasie mußte, ihrer Gesundheit wegen, einige Tage auf dem Lande zubringen, und ich und Rochester begleiteten sie, indem wir uns entschlossen hatten, bis zur Wiederherstellung meiner Gattin, ebenfalls so lange daselbst zu verweilen. — Ich lebte vergnügt, und ahndete nichts weniger als das Unglück, das mir hier begegnen sollte.

Ich saß eines Morgens in meinem Garten und lese. — Verschiedene traurige Töne unterbrachen meine Aufmerksamkeit, und ich eilte nach dem Orte zu, wo ich das Geräusch hörte. — Aber, o Himmel! was erblickte ich! — Eine schreckliche Vorbereitung zu noch größerm Unglück! — Rochester lag schwimmend in seinem Blute! — Ich eilte, ihm zu helfen. — „Ihre Be-

mühungen sind vergeblich“ stammelte er mit schon halb erloschener Stimme, „schon umhüllt mich die Nacht des Todes! — Eilen Sie zu Ihrer Gemahlin — die größte Gefahr droht ihr — Risbeck!“ —

Der Blitz, der einen Menschen neben seinem Freunde trifft und zu Boden schmettert, kann dem Verschonten nicht in ein größeres Staunen setzen. — Ich verlaße meinen sterbenden Freund, um zu Aspasien zu eilen, die ich vielleicht noch zu retten hoffte. — Ich trat, halb athemlos, in mein Haus. Mein Bedienter, mit Blut bedeckt, röchelnd, auf der Thürschwelle — das Kammermädchen mit dem Tode ringend — alles verdoppelte mein Entsetzen. — Gott! welch ein fürchterlicher Schlag! welch ein Schauspiel erwartete mich! — Ich öffnete die Thüre zu Aspasien's Zimmer; sie befand sich noch in ihrem Bette.

Risbeck, mit einem Dolche in der Hand, der noch vom Blute meiner auf die Erde hingestreckten Söhne rauchte, wollte Aspasien zwingen, in seine satanische Begierden zu willigen. Das Geräusch, welches ich machte, schreckte ihn auf. — „Ich bin verrathen!“ rief er; „aber ich will zufrieden, ich will in Deinem Blute sterben!“ — —

In diesem Augenblicke durchbohrte er mein theures Weib und stürzte auf mich loß; allein ein Pistolenschuß streckte ihn zu meinen Füßen nieder. — Ich werfe mich über den zuckenden Körper meiner Aspasie her, bemühe mich, sie wieder ins Leben zurückzurufen. — Unnütze Bemühungen: sie stirbt in meinen Armen. — — —

Dies ist die unglaubliche Kette von Unglück, welche von Jugend an meine Tage

vergiftete, und jetzt im Alter meine Seele
so tief niederbeugt. — Ach, welche verzweiflungsvolle That würde ich wohl be-
gehen können, wenn nicht die Religion
meine Wunden heilte? — Tröste mich auch
noch fernerhin, heilige Vorsehung, du, die
mir dies herbe Schicksal bestimmte und
auferlegte. — Ehrfurchtsvoll bete ich die
Hand an, die mich schlug. —

L i e b e u n d R a c h e .

Graf Palermo, aus sehr angesehener Familie und Besitzer eines unermesslichen Vermögens, war einer der liebenswürdigsten Kavaliere in Rom. — Eben befand er sich an einem großen Festtage in der Messe, wo eine ungeheure Anzahl von Menschen aller Gattungen und Nationen hinströmte, als er unter der unzählbaren Menge der dort befindlichen Frauentzimmer Eine gewahr wurde, in der sich alle Vorzüge in einem so hohen Grade zu vereinigen schienen, daß sie einen schnellen und tiefen Eindruck auf sein Herz machte.

Sobald sie die Kirche verließ, eilte er ihr auf dem Fuße nach, um ihre Reize näher in Augenschein nehmen zu können. Al-

lein das Gedränge war zu groß; sie stieg in einen bereit stehenden Wagen, ehe er sie erreichen konnte. Sogleich gab er einem seiner Bedienten den Befehl, den Weg, den dieser nahm, zu verfolgen, und den Namen und die Wohnung der Dame auszufundschaffen.

Dieser folgte dem Wagen, oder glaubte es wenigstens, und berichtete seinem mit Ungeduld ihn erwartenden Herrn, bei seiner Zurückkunft folgendes: Die Dame, der er nachgegangen, sey ein sehr schönes und wohlgebautes Frauenzimmer, noch ziemlich jung, allein seit einigen Jahren mit einem Obristen der Päpstlichen Leibwache verheirathet. Uebrigens solle sie, wie er nach genauerer Nachfrage erfahren habe, großen Hang zur Koketterie haben, und sich ungemein geschmeichelt finden, wenn man ihren Reizen huldige. Eine ansehnliche

Zahl von den angesehensten Männern be-
werbe sich um ihre Gunst; aber bis jetzt
habe noch niemand über ihr Herz, viel we-
niger über ihre Person die geringste Macht
erhalten. —

Der Graf besaß zu viel Zutrauen auf
seine Eigenschaften, als daß er sich nicht
hätte schmeicheln sollen, seine Schöne für
sich einzunehmen, und unternahm es daher,
das Abenteuer zu verfolgen. — Schon
am folgenden Tage schwang er sich auf
seinen prächtigen Goldfuchs, und paradierte
langsam und stolz vor den Fenstern des
Hauses vorbei, worin die Dame wohnen
solle. Er ward von fern ein Frauenzim-
mer gewahr, deren Züge er aber nicht zu
unterscheiden vermochte, und als er näher
kam, erblickte er nichts weiter, als eine
äußerst schöne Hand, die das Gitterfenster
verschloß; indeß konnte er nicht zweifeln,

bemerkt worden zu seyn, da das Nämliche ihm zwei bis dreimal begegnete. Er glaubte nun weiter nichts nöthig zu haben, als eine Vertraute seiner Liebe ausfindig zu machen, und diese fand er ohne lange Umstände in Veronika, einer Anverwandtin Celindens, welche er durch Geschenke und Versprechungen sehr geschickt in sein Interesse zu ziehen wußte.

Diese verwandte sich jetzt bei Celinden mit so glücklichem Erfolge, daß sie nach einigen Tagen schon dem Grafen meldete, seine Schöne sey es zufrieden, mit ihm eine Unterredung in ihrem Garten zu halten, doch unter der Bedingung, daß sie beiderseits verschleiert bleiben dürften. So hart dies Gebot auch war, so unterwarf sich doch der feurige Liebhaber demselben ohne Weigerung. — Das Gespräch begann von Seiten des Grafen sehr hitzig, und wurde
von

von der Dame mit der größten Zurückhaltung erwiedert. Sie gestand zwar ein, daß sie den Grafen kenne, daß er ein lebenswürdiger und achtungswerther Mann sey, daß aber Pflicht und ihr moralisches Gefühl es nicht erlaubten, seinen Wünschen zu entsprechen. Er fuhr fort zu bitten, in sie zu dringen, und war schon im Begriff, da alle seine Ueberredungskünste fruchtlos blieben, sich zu entfernen, als durch ein Ungesäh der Dame der Schleier entfiel. — Bestürzt blieb der Graf stehen; Gelinde, unterstützt von der den Weibern natürlichen Eigenliebe, schrieb sein Stillschweigen und sein stummes Staunen der Wirkung ihrer Reize zu; da beides doch nur allein durch die Ueberraschung verursacht wurde, in dem Gegenstande seiner eifrigen Nachforschungen eine ganz unbekannte Person zu finden.

Nur mit Mühe konnte er sich wieder

fassen, und verfolgte jetzt das Gespräch, so lange die Zusammenkunft dauerte, unstreitig mit mehr Geist als Leidenschaft. — Celindens Aufmerksamkeit konnte dies nicht entgehen, und sie trennte sich ziemlich ärgerlich. — Indeß fiel der Graf in eine Schwermuth, deren Ursache man nicht enträthseln konnte, als er durch Celinden, deren Starrsinn seine Gleichgültigkeit gänzlich überwältigt hatte, eine Einladung erhielt. — Dieser zu entgehen, schückte er eine Reise aufs Land vor, und war eben im Begriff, die Stadt zu verlassen, als er beim Durchreiten der einen Straße jenes Mädchen gewahr wurde, nach der er so heiß strebte. — Ein neuer Rundschafter wurde ausgesendet, und durch diesen, der sich diesmal nicht irren konnte, erfuhr der Graf: das Mädchen sey die Tochter eines Römischen Edelmanns, der durch seinen Auf-

wand sich jetzt in der größten Verlegenheit befinde, und zur Tilgung seiner vornehmsten Gläubiger ein Landgut zu verkaufen sich genöthigt sehe. Verliebter denn je, bediente er sich eben desselben Mittels, das er anfänglich gebraucht, um sich bemerkbar zu machen. — Da aber Eleonore weit weniger Erfahrung hatte, als Celinde, so begriff sie anfänglich nichts von dem häufigen Vorbeireuten und den Zeichen des Grafen; und entzog sich endlich, als sie Absichten merkte, gänzlich seinen Blicken. —

Indeß suchte sich Palermo auf eine feine Art von Celinden loszuwickeln, deren Bekanntschaft allein durch ein Mißverständnis angesponnen worden war. Veronika hatte ihm noch zwei Zusammenkünfte mit ihr verschafft; er besaß zu viel Lebensart, sie auszuschlagen, allein seine Kälte, seine gezwungene Bescheidenheit mißfiel Ge-

linden, die ihre Empfindungen, welche jetzt in Bärtlichkeit übergegangen waren, durch Blicke zu äußern wagte, die der Graf nicht verstehen wollte. Sie gab endlich alle Hoffnung auf, und brach von selbst den Umgang ab.

Nun arbeitete der Graf mit desto glühenderm Eifer, Eleonore lebhaftere Empfindungen einzulösen. Ihre Duenna (Hofmeisterin) gewann er durch Geld, und ließ ihr durch diese einen Brief, den er mit einer Börse von zweihundert Dukaten begleitete, einhändigen. — Doch umsonst; — Eleonore war nicht zu überreden, den Brief anzunehmen, und des Grafen Plan schien gänzlich scheitern zu wollen. — Schnell aber lachte ihm wieder das Glück freundlich an, und zeigte ihm eine andere Gelegenheit, auf Eleonore einen Angriff zu machen.

Einer seiner besten Freunde, den er wider seine Gewohnheit, schon seit einigen Tagen nicht gesehen hatte, besuchte ihn jetzt, und entschuldigte sein Ausbleiben damit, daß er diese Zeit mit einem alten Bekannten, einem sehr liebenswürdigen jungen Manne, Namens Valerio, auf der Jagd zugebracht, und dann bei des letzteren Vater gesprochen habe, wo unter Musik und in der schönen Eleonore Gesellschaft ihm die Stunden gleich Minuten verschwunden wären. — Der Graf forschte weiter, und erfuhr, Valerio sey der Bruder seiner Geliebten. —

„Sie haben mir so viel Gutes vom jungen Valerio gesagt“ begann der Graf jetzt; „haben mir zwei Leidenschaften von ihm entdeckt, die auch meine Lieblinge sind, daß ich äußerst begierig bin, ihn kennen zu lernen, und in nähere Verbindung mit ihm

zu treten. Schlagen Sie ihm vor, ob er Lust hat, mit uns eine Jagdparthie in meinen Forsten zu machen!“

Dieser angenehme Antrag wurde natürlich nicht ausgeschlagen. Die Jagd lief vergnügt ab, und Valerio speiste auf dem Schlosse des Grafen, der ihn dann gegen Abend zu seinem Vater begleiten mußte, von dem er mit zuvorkommender Höflichkeit aufgenommen wurde, und wo er die vortheilhafteste Gelegenheit hatte, Eleonoren zu sehen und zu sprechen, die, durch ihr sittsames und liebevolles Betragen, ihn völlig fesselte.

Von diesem Tage an waren der Graf und Valerio unzertrennlich. Letzterer offenbarte seinem Freunde die Verlegenheit, worin seine Familie durch die Furcht gesetzt wurde, einen sehr wichtigen Prozeß zu verlieren, welcher der letzte Sentenz nahe

war, und die Wiedererlangung eines Landgutes betraf, das ihren Ahnen gehört hatte, und ehemals das Beträchtlichste ihrer liegenden Gründe gewesen war.

Palermo ergriff mit freudiger Begierde diese Gelegenheit, den Aeltern seiner Geliebten einen wichtigen Dienst zu leisten, erkundigte sich nach dem Namen der Richter, gab sich so viel Mühe, wendete seinen Kredit und die Achtung, die man für seinen Stand hatte, so nützlich an, daß die Sache in Kurzem zum Vortheil von Eleonorens Vater entschieden wurde. — Dieser, von Erkenntlichkeit durchdrungen, dankte seinem Beschützer auf eine Art, die ihn äußerst schmeichelhaft war, und die in das freudigste Entzücken überging, als auch Eleonore sich mit ihrem Vater vereinigte.

Am folgenden Tage reiste dieser, in Begleitung seines Sohnes, auf das Gut,

in dessen Besiß er wieder gesetzt worden war, um es in Augenschein zu nehmen. Er fand es in einer Unordnung, welche bei so langen Streitigkeiten eine unvermeidliche Folge seyn mußte. Die Zimmer, Möbel, Gärten, kurz alles befand sich in einem Zustande, der für den Eigenthümer äußerst niederschlagend war. — Der Graf hörte dies bei ihrer Rückkunft kaum, als er auch schon Valerio folgenden Vorschlag that: „Dein Gut grenzt an das meinige; es wird mir nicht beschwerlich fallen, durch meine Arbeitsleute, alle Männer von Kenntniß und Talenten, das Deinige wieder in den besten Stand zu setzen. Ich selbst werde mit Vergnügen die Aufsicht darüber führen, und es als ein Vergnügen betrachten, alles wieder auf den vorigen Fuß zu setzen. Ueberlaß mir nur die Sorge; ich

fordere dies als ein Zeichen unsrer gegenseitigen Freundschaft.“

Valerio hatte Mühe, seinen Vater zu überreden, daß er das gütige Anerbieten des Grafen nicht ausschlug; da es aber auf eine so feine Art gemacht worden war, so würde er es, ohne die größte Beleidigung, nicht haben von sich ablehnen können.

Der Graf traf daher die nöthigen Anstalten und Vorbereitungen, und alles wurde mit einer Schnelligkeit ausgeführt, die man unter die Wunderwerke der Liebe zählen könnte. — Die Zimmerleute, Gärtner, Maurer, Maler und die übrigen Arbeiter wurden so lebhaft angetrieben und so freigebig bezahlt, daß binnen zwei Monaten schon der Graf im Stande war, den Valerio nebst seinem Vater und Eleonoren zur Besitznehmung aufzufordern.

Die Familie begab sich dahin, und staunte über eine so schnelle und unerwartete Veränderung. — Mitten unter einer großen Anzahl Gemälde von anerkanntem Werthe, sah man die Bildnisse von dem Vater, dem Bruder Eleonorens und von ihr selbst. Der Graf, Zögling eines der geschicktesten Künstler, und was noch mehr, von seiner Leidenschaft geführt, hatte dieses Gemälde mit allen jenen Zügen versehen, die tief in seinem Herzen eingegraben waren, und sich ihm täglich noch tiefer eingruben. —

Wie vergnügt, wie heiter, wie beschämt aber auch Eleonorens Vater hierüber war, kann man sich leicht vorstellen! — Nicht zufrieden, selbst an ihn zu schreiben, mußte auch seine Tochter die Feder ergreifen, und ihm danken. Sie that dies auf eine lebhafte und schmeichelhafte Art,

doch überschritt sie in keinem Worte die Gränzen der strengsten Bescheidenheit, nur der Liebe hellsehendes Auge allein nahm einen kleinen Schimmer Zärtlichkeit wahr. — Der Graf antwortete, und drückte seine Empfindungen deutlicher aus, erhielt aber, so wie auf noch einige folgende Briefe, keine Antwort. —

Es war Karneval — und Valerios Vater gab eine große Fete, dem nach damaliger Gewohnheit ein Konzert voranging, in welchem sich Eleonore ganz als Meisterin der Tonkunst zeigte. — Ein Page meldete jetzt zwei maskirte Kavaliere, die um die Erlaubniß, die Gesellschaft vermehren zu dürfen, baten; man konnte es ihnen nicht abschlagen, und — erkannte bei ihrem Eintritt Celinden und Veronika! —

Man denke sich die Lage des Grafen!

— Mit Mühe behielt er seine Fassung bei;
zum Unglück aber für Celinden sang Eleo-
nore, die man dazu aufforderte, jenen be-
kannten Vers:

Dem Geliebten widerstehen,
Mädchen, ist ein harter Strauß;
Eine Silb' aus seinem Munde,
Eine Thräne seiner Wangen
Weckt das schlafende Verlangen,
Löschet den Vorsatz mancher Stunde
Und der Mutter Regeln aus.

Dies öffnete Celinden nun auf einmal
völlig die Augen. — Angespannt durch Ei-
fersucht, bemerkte sie in den Augen des
Grafen und Eleonorens Beweise ihres Ver-
ständnisses, und entschloß sich zu der grau-
samsten Rache. Ein Bekannter ihres Man-
nes, der Obrist Camillo, einer von jenen
berühmten Schlägern, die man ehemals

in Italien häufig fand, sollte das Werkzeug ihrer Rache werden. Fähig zu jeder Thatung von Niederträchtigkeit, hatte er beinahe zwei Jahre schon sich um Eleonorens Hand und Herz beworben; da er aber von ihr stets mit der größten Kälte und Verachtung zurückgewiesen worden war, so beschloß er, seine Wuth bei einem glücklichen Nebenbuhler abzukühlen. Gelinde ließ ihn diesen jetzt in dem Grafen finden, und sein Herz kochte Feuer und Flamme.

Unterdeß wuchs die Liebe des Grafen täglich, welches er immer mehr und mehr durch fortgesetzte Wohlthaten gegen ihr Haus zu erkennen gab. — Eleonore nahm jetzt seine Versicherungen weniger spröde auf, und er machte ihr endlich den Vorschlag, sie zu heirathen, und bat bloß so lange um Aufschub, bis er sich der Einwilligung seiner beiden Oheime, die Kard:

näle waren, versichert haben würde. Allein so leicht ging dies nicht, da jene ihren Neffen eine glänzende Parthie vorgeschlagen hatten, bei welcher die höchste Geburt sich mit den größten Glücksgütern vereinigt fand.

Indeß zweifelte Palermo keinesweges, dies Hinderniß glücklich zu überwinden; der Wohlstand erlaubte ihm aber nicht, bevor er in seinen Angelegenheiten nicht weiter war, der schönen Eleonore so fleißig wie bisher, die Aufwartung zu machen, da zu häufige und zu öffentliche Besuche dem Rufe des Fräuleins und den rechtschaffenen Absichten, die er mit ihr hatte, in der Ausführung hätten schaden können. Man kam daher dahin überein, daß er sie nur des Nachts in einem Zimmer, im ersten Stocke, welches die Duenna bewohnte, sehen sollte, und daß diese bei jeder Unterredung gegen

wärtig seyn sollte. — Zur größten Zufriedenheit beider Liebenden dauerten diese nächtlichen Zusammenkünfte lange Zeit ununterbrochen fort; endlich aber schien ihnen das Glück ein Ziel setzen zu wollen.

Der rachsüchtige Camillo faßte anfänglich den Gedanken, die Eifersucht des Grafen rege zu machen; er suchte ihn deshalb absichtlich auf, gab ihm zu verstehen, daß er Eleonoren gleichfalls liebe, und von ihr nicht mit der Kälte, wie sie vorgegeben, behandelt worden sey. Der Graf, über diese schändliche Verläumdung aufs heftigste entrüstet, sprang hitzig auf, und forderte augenblicklich Satisfaction; allein Camillo, weit entfernt, dies Anerbieten anzunehmen, verließ ihn mit grimmigen Herzen, und eilte zu Gelinden, deren Eifersucht und Wuth seinen Zorn noch mehr in Bewegung setzte. —

Canillo, von den Zusammenkünften des Grafen mit Eleonore, von der Stunde, in welcher sie gewöhnlich geschahen und von der verabredeten Lösung, durch Bestechung unterrichtet, schlich, nachdem ihm zweimal der Mordmord des Grafen mißlungen war, und er einen nochmaligen Versuch für zu unsicher hielt, in gleich tückischer Absicht eine Viertelstunde vorher, ehe Palermo zu kommen pflegte, in die Straße, wo dieser gewöhnlich mit seiner Geliebten sprach; in der festen Ueberzeugung, daß Eleonore sich bereits in das Zimmer begeben haben würde, aus welchem sie gewöhnlich ihre Unterhandlungen zu halten pflegten. — Er klopfte dreimal an das Fenster. — Mit heftiger Eile eröffnete es Eleonore, und da sie den Verräther in der Dunkelheit für ihren Geliebten hielt, so redete sie ihn mit einer Zärtlichkeit an,

die

die den Verräther noch erbitterter machten. — Aus Furcht, sich zu verrathen, schwieg er, ergriff mit seiner linken Hand die Linke Eleonorens, die sie ihm durch das Gitter entgegen streckte, und hieb ihr dieselbe plötzlich mit seinem Hirschfänger ab, den er in der Rechten verborgen hielt. Hierauf ergriff er die Flucht, und begab sich, frohlockend über diese herrliche That, wie er sie nannte, nach Hause. —

Mit einem kreischenden „Jesus Maria!“ sank Eleonore in das Zimmer zurück, und in die Arme ihrer Duenna, die mit einem heftigen Schrei ohnmächtig neben ihr zu Boden stürzte. — Durch das Geräusch der beiden Gefallenen und ihr ängstliches Geschrei herbeigerufen, eilte der Vater mit Valerio hinzu; ersterer wurde, durch den empörenden Anblick betäubt, zur

leblosen Bildsäule, und blieb sinnlos und starr stehen, dieser hingegen bemühte sich, das hervorströmende Blut seiner Schwester zu stillen. Da es ihm aber, aller seiner eifrigen Bemühungen ohnerachtet, nicht gelang, so trug er diese Sorgfalt seinem Vater auf, warf sich hastig in die Kleider und eilte zu einem Wundarzt. — Unterweges begegnete ihm Palermo, den er kürzlich von dem ganzen Vorfalle unterrichtet, und der sich sogleich zu seinem Begleiter aufwarf.

Der Chirurgus sowohl, als der Arzt, die Palermo und Valerio in größter Eile herbeigeschafft hatten, gaben nach dem ersten Verbande von Eleonorens Wunde zwar nicht alle Hoffnung zu ihrer Rettung auf, verordneten indeß die sorgfältigste Pflege und ungestörte Ruhe der Kranken.

Der Verdacht dieser mörderischen That fiel natürlich auf Camillo, den er durch seine anzügliche Reden gegen den Grafen erweckt hatte. Dieser nahm sich fest vor, die schrecklichste Rache an ihm zu üben; seine ersten Bemühungen aber waren der Wiederherstellung seiner Geliebten gewidmet. Er leistete ihr unablässig Gesellschaft, und forderte alle seine Freunde und Aundwandte, von denen er Beistand erwarten konnte, zur Gerechtigkeit gegen ihre Muehlmörder auf.

Allein man fand leider die gegen Camillo vorhandenen Beweise zu seiner Verurtheilung nicht hinlänglich. Mit einnehmender Offenherzigkeit erzählte er jetzt seinen Oheimen die Entstehung und alle Umstände dieser unglücklichen Begebenheit; sie wurden beide gegen den Schändlichen er-

bittert, und gaben dem edlen und gerechten Entschluß des Grafen, Eleonoren ohneachtet des Zustandes zu heirathen, in welchen sie gesetzt worden war, völligen Beifall; indeß suchten sie ihn zu überreden, seine Vermählung bis zur gänzlichen Wiederherstellung seiner Geliebten aufzuschieben. Er fand jedoch sowohl in seiner Liebe als in seiner Rachgier Gründe, selbige nicht weiter hinauszusetzen. —

„Der schändliche Urheber jener Frevelthat muß eines schmähligen Todes sterben!“ sagte Palermo zu Eleonorens Vater. — „Ich habe seine Bestrafung über mich genommen; ehe ich mich aber auf eine Art an ihn gerochen, die die Nachwelt anstaunen soll, muß ich seyn, was ich jetzt noch nicht bin — Ihr Schwiegersohn. — Nehmen Sie mich als diesen an. Für

Ihre Ehre und meine eigne ist es besser, wenn die Menschen sagen: Eleonoren hat ihr Gatte, als es hat sie ein Freund ihres Vaters gerochen! — Gewähren Sie mir also die Hand Ihrer Tochter, weil sie noch lebt. Durch diese That werden Sie Ihren guten Namen retten, und keinem Fremden die Beruhigung zu verdanken haben, die ich Ihnen verschaffen will!“ — —

So ehrenvoll dieser Antrag auch dem Vater und dem Sohne war, so unumgänglich nothwendig sie ihn auch zur Hintertreibung all der nachtheiligen Gerüchte fanden, welche sich über dieses Abenteuer nothwendig verbreiten mußten, so unterließen sie doch beiderseits, besonders der Alte, nicht, dem Graf diese Verbindung von der Seite zu zeigen, die er bei seinem ersten Entwurf nicht gehörig in Ueberles-

gung gezogen haben mochte. — Da er aber alles dies heilig und theuer versicherte und auf seinem Vorhaben beharrte, gab endlich der gute Alte, den der Graf immer eifriger mit Bitten bestürmte, seine Einwilligung, und eilte selbst zu Eleonoren, ihr diese angenehme Nachricht zu hinterbringen. —

So sehr diese auch durch ihre Krankheit an Seele und Körper angegriffen war, so vergoß sie doch dabei Freudenthränen, und sagte mit freudigem Entzücken: sie wolle vergnügt sterben, wenn sie als Palermos Gattin sterbe. Sie bat um die Erlaubniß, mit ihm sprechen zu dürfen, und da sie sich jetzt ziemlich außer Gefahr befand, so glaubte man, ihr diese Unterredung ohne alle Gefahr verstatten zu können; nichts desto weniger wurde sie bei seiner Erschei-

nung von einer so gewaltigen Freude ergriffen, daß sie in Ohnmacht sank. — Um einer ähnlichen in Zukunft vorzubeugen, verbot ihnen der Wundarzt, mit einander zu sprechen, und sie mußten sich begnügen, durch Blicke stillschweigend das zu entdecken, was in ihren Seelen vorging. — Palermo, da er wahrnahm, daß seine Gegenwart der Kranken Linderung zu geben schien, verließ sie den ganzen Tag nicht, bestellte gegen Abend einen Priester und Notar, und die Vermählung wurde in Gegenwart dreier Anverwandten, die man als Zeugen eingeladen hatte, vollzogen.

Die folgenden Tage schien Eleonore sich weit besser zu befinden, und der Wundarzt selbst schmeichelte sich, sie dem Tode entreißen zu können. Allein leider irrte er sich, denn die Kranke fiel im Kurzen in ein

so heftiges Fieber, daß alle Hoffnung zur Genesung verschwand. — Diesen Zeitpunkt benutzte Palermo, seine bereits längst ausgedachte Rache nicht länger aufzuschieben. —

Celinde hatte indeß die Verbindung erfahren, und brach in so unbesonnene Reden aus, daß ihr Mann, da ihre Theilnahme an dem verübten Mordmord, und die wüthende Liebe, die sie zu dem Grafen hatte, hierdurch öffentlich bekannt wurde, sich von dem Pabste den Befehl erbat, sie auf Zeit Lebens in ein strenges Kloster bringen zu dürfen, wo sie auch ihre Tage in erzwungener Buße endigte.

Palermo suchte unterdeß Camillo überall auf, und nachdem er ihn endlich gefunden, behandelte er ihn mit der innigsten Freundschaft, stellte sich, als ob er nicht

den geringsten Verdacht gegen ihn habe, und lud ihn zum Abendessen ein. Camillo, der seinen Schurkenstreich wirklich verborgen glaubte, argwöhnte keine böse Absicht, und war so unvorsichtig, die Einladung anzunehmen. Unter dem Vorwande, zwangloser zu seyn, führte ihn der Graf in ein entfernteres Zimmer, wo sie bald tapfer zu zechen begannen.

Der Graf hatte in Camillos Wein schlaf-erweckende Sachen gemengt, und dieser verfiel daher bald in eine tiefe Schlaffucht; nun übergab ihn ersterer den Händen seiner bereits unterrichteten Diener. — Diese banden ihm Hände und Füße, den Leib aber an einen mitten im Saale stehenden Pfeiler, und um den Hals zogen sie ihm einen Strick. — Nach und nach wurde Camillo wieder nüchtern, und ahndete, halb außer

sich vor Schreck, die ihm bevorstehende Scene. — Mit kläglichster Stimme fragte er den Graf um die Ursache einer solchen entehrenden Behandlung; allein dieser, ohne ihm darauf zu antworten, setzte sich ihm gegenüber auf einen Lehnstuhl, zog ganz kalt Eleonorens abgehauene Hand aus einem goldenen Futteral hervor, und zeigte sie ihm mit den schrecklichen Worten: „Kennst Du das!“ — —

Bei diesem Anblick schwanden Camillo die Sinne, er staunte und schlug die Augen nieder. Bald aber gestand er sein Verbrechen ein, und in der Hoffnung, seinen Nebenbuhler zu erweichen, flehte er ihn in den beweglichsten Ausdrücken um Mitleid und Erbarmen an, die die Liebe zum Leben ihm nur einzugeben vermochte.

Allein vergeblich! Er hatte mit einem

unerbittlichen Feind zu thun, mit einem Manne, dem seine sterbende Gattin immer vor Augen schwebte, und der das Denkmahl seiner Wuth in Händen hielt. — Mit wilden, funkelnden Augen, mit emporgesträubtem Haar küßte er die Hand seines trauten Weibes, und in diesem Augenblick hieb, auf seinen Wink, einer von den Dienern dem Camillo die Hand ab. — —

Ueber eine halbe Stunde ließ man ihn unter dem fürchterlichsten Gebrüll so bluten, dann hielt ihm der Graf wieder die Hand seines Weibes vor, küßte sie nochmals, und man säbelte Camillo jetzt auch die andere ab. — Nachdem er sich beinahe ganz verblutet, ließ er ihn vollends erdroffeln und dann um Mitternacht seinen Leichnam, die beiden Hände um den Hals geschnürt, vor Eleonorens Hause aufhängen. — —

In der Wuth, die ihn zu dieser schrecklichen Rache geleiſet hatte, ging der Graf zu ſeiner Gattin, und entwarf ihr von dem Vorgefallenen ein nur zu treues Gemälde. — Dies griff ihren zerrütteten Körper fürchterlich an; zu kraftlos, dergleichen Stürme auszuhalten, endete ſie mit anbrechendem Tage ihr junges Leben.

Der unglückliche Graf wurde durch ſeine Anverwandte mit Gewalt fern von Rom weggeführt, und beſchloß im Auslande ſeine Leiden.

Treue und Edelmuth.

Frau von Montbar, die einzige Tochter eines reichen Bürgers zu Paris, ward schon im neunzehnten Jahre ihres Alters an einen Königlichen Renntmeister zu Châlons verheirathet, der zwar schon bejahrt, aber auch sehr reich war, und seine junge Gattin gleich nach der Trauung mit sich nach Champagne führte, wo er ein Jahr nachher die Gefälligkeit hatte, zu sterben, ohne jedoch in seinem Ehestande ein Kind gezeugt, oder seine junge Ehehälfte in gesegneten Umständen zurückgelassen zu haben. —

Während der Zeit, daß unsre reizende Wittwe beschäftigt war, ihre Angelegenheiten, in Absicht der Erbschaft und ihres

Leibgedings, mit den übrigen Erben in
Nichtigkeit zu bringen, überraschte sie noch
die unvermuthete Nachricht vom Tode ih-
res Vaters, worauf sie mit möglichster Ge-
schwindigkeit in Champagne ihre Sachen
beendigte, nach Paris zurückkehrte, und
die sehr beträchtliche Hinterlassenschaft ih-
res Vaters gleichfalls in Besitz nahm. —
Und so war sie denn mit einmal ohne Va-
ter und ohne Mann, Wittve, jung, schön,
reich und unumschränkte Gebieterin ihres
Schicksals.

Ihre Anverwandten hatten die Absicht,
sie an einen reichen königlichen Sekretär
wieder zu verheurathen. Und er war in
der That keine ausschlägliche Person; ihr
Stand war einander gleich, er ein Mann
von Kopf, angenehmer Bildung und in sei-
nen besten Jahren. Die Sache wurde auch
so ziemlich in Nichtigkeit gebracht, und nur
des

des Wohlstandes wegen aufgeschoben, der eine Pause zwischen dem Tode ihres ersten Mannes und einer der Wiederverhehlung mit einem zweiten nothwendig machte. — Aber durch einen unvermutheten Zufall ward plötzlich die ganze Lage der Sache verändert.

Wegen der Eroberung von Namur sollte auf la Gréve *) ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt werden, wohin sich Frau von Montbar nebst noch einigen guten Freundinnen gleichfalls verfügte, um Theil an diesem Schauspiel zu nehmen. Zufälligerweise befand sich der Chevalier Dorville, in Begleitung zweier Damen in eben dem Zimmer, in welches die schöne

*) La Gréve — ein öffentlicher Platz an den Ufern der Seine, wo bekanntermaßen die Missethäter hingerichtet wurden.

Wittwe trat; dieser bot ihr sogleich mit einer eben so bescheidenen, als höflichen und dringenden Art, die sie unmöglich, ohne den Anstand auf die gröbste Art zu beleidigen, auszuschlagen vermochte, einige Erfrischungen an.

Dorville besaß bei einer schönen und edlen Bildung auch einen vollkommen ausgebildeten Geist; die beiden Damen, in deren Gesellschaft er sich befand, waren seine Verwandte, und folglich stand er in keiner Herzensangelegenheit mit ihnen. Dies war die Ursache, warum er ungescheut die schöne Wittwe die ganze Zeit über nicht nur mit der äußersten Aufmerksamkeit und mit dem innigsten Wohlgefallen betrachtete, sondern sogar ernstliche Absichten faßte. — Diese so schnell aufkeimende Leidenschaft verbreitete über sein ganzes Wesen so viel Anmuth, machte ihn

so liebenswürdig, daß er das Glück hatte, in der Frau von Montbar Empfindungen zu erwecken, die von den seinigen nicht sehr verschieden waren. —

Das Feuerwerk nahm endlich seinen Anfang, und Dorville nahm sogleich in Gesellschaft der schönen Eleonore — ich will sie künftig bei diesem ihrem Taufnamen nennen — ein Fenster in Besitz; allein ihre Aufmerksamkeit war freilich mehr auf das gerichtet, was sie sich gegenseitig zu sagen hatten, als auf das in seiner Art wirklich prächtige Schauspiel. — Es kam bei dieser Gelegenheit zur Erklärung, und ohnerachtet diese von der Wittve mit aller ihrem Geschlechte eigenen Zurückhaltung aufgenommen wurde, so war doch nicht zu läugnen, daß sie ihm deutlich genug zu verstehen gab: sie hege für ihn eine solche Achtung, die von einer zärtlichen Zuneig-

gung nicht entfernt sey. Dabei entdeckte sie ihm auch zugleich ihre Lage und ihre Wohnung. — Ob dies ein Wink für ihn war, sie zu besuchen? Dies wird wohl nur für die eine Frage bleiben, welche mit der Liebe gänzlich unbekannt sind.

Unser Chevalier wenigstens unterließ nicht, den folgenden Tag schon Gebrauch von dieser seinem Herzen so erwünschten Entdeckung zu machen, und sich auf eine Art zu betragen, wodurch er sich beliebt zu machen hoffen durfte. — Auch besaß er in der That alle Eigenschaften, welche ihn zu den kühnsten Hoffnungen berechtigten: ein beträchtliches Vermögen und eine ansehnliche Bedienung am Hofe. Letztere nöthigte ihn, sechs Monate des Jahrs in der Hauptstadt zuzubringen, die übrige Zeit hielt er sich auf einem Landgute auf, wel-

thes nur einige Meilen von Paris entfernt lag, und seiner Mutter gehörte.

Dieser Besuch diente zur Vollendung dessen, wozu die erste Unterredung schon den Grund gelegt hatte: Dorville schilderte Eleonore seine Liebe mit so lebhaften und rührenden Zügen, daß sie nicht länger zurückhaltend zu bleiben im Stande war; kurz, die übrige Zeit, die sie noch allein und ohne Zwang zubrachten, verfloß unter den lebhaftesten Versicherungen wechselseitiger Zärtlichkeit. — Von diesem Augenblicke an war Eleonore darauf bedacht, die Verbindung zwischen ihr und dem Sekretär zu trennen; nur das einzige lag ihr am Herzen, daß es auf eine anständige Art geschehen möchte, damit ihre Anverwandten dadurch weder gekränkt noch erzürnt würden.

Je mehr indeß die zärtliche Uebereinstimmung zwischen ihr und dem Chevalier

in der Folge zunahm, je kälter ward sie gegen seinen Nebenbuhler. Sie mußte der Vermählung mit ihm täglich neue Hindernisse entgegenzusetzen, und nahm endlich, um durch ihre Entfernung Gelegenheit zum völligen Bruche zu geben, einen Prozeß zum Vorwande, der, wegen ihrer väterlichen Erbschaft, beim Parlament zu Bourgoigne anhängig war. Dieser Entschluß war um so weniger auffallend, da die Umstände wirklich ihre Gegenwart heischten. Nachdem also ihre Reise mit dem Chevalier verabredet und beschlossen worden war, begab sie sich, mit der Versicherung, daß sie im Kurzen nach Paris wieder zurückkehren, und sich dann von jeder andern Verbindung öffentlich lossagen werde, auf den Weg.

Dorville schickte mit jedem Posttage einen Brief an sie ab, und sie ließ keinen

unbeantwortet. Allein, ohngefähr einige Wochen nach ihrer Abreise, wurde er eines Abends ganz unvermuthet zum Minister gerufen, der ihm, nebst einigen sehr wichtigen Brieffschaften, die nöthigen Verhaltungsbeefhle ertheilte, und ihm befahl, so gleich das Pferd zu besteigen, das nebst dem Postillon schon in Bereitschaft stand, sich mit möglicher Eilsfertigkeit nach Italien zu verfügen, und die versiegelten Depeschen einem dortigen Fürsten einzuhändigen, sich dann nicht länger, als höchstens vierundzwanzig Stunden daselbst aufzuhalten, und sodann mit der nemlichen Eile die Antwort zurückzubringen.

Schrecklich! — man ließ ihm nicht einmal so viel Zeit, seiner Geliebten nur einige Zeilen zu schreiben. Die Zeit war ihm eingetheilt: sieben Tage zu seiner Hinreise, einen zu seinem dortigen Aufenthalt und zur

Verrichtung seines Auftrags, und sieben zu seiner Rückreise. — In der schmeichelhaften Hoffnung, daß nach Verkauf dieser kurzen Zeit, bei seiner Zurückkunft, dieses unvermeidliche Staatsgeschäfte ihn seines Stillschweigens wegen hinlänglich rechtfertigen werde, schwang er sich auf den gesattesten Gaul, und jagte fort. —

Eleonore hingegen ward durch diese unerwartete Pause ihres Liebhabers ungeduldig, unruhig und endlich gar eifersüchtig. Sie wohnte zu Dijon bei einer ihrer Verwandten und Freundin, der Frau von Bauchet. Diese stand damals ohngefähr in ihrem vierzigsten Jahre, und gehörte zur Klasse jener tadel süchtigen Geschöpfe, die von jeder Sache gern das Aergste denken, und es gar zu gern sehen, wenn die ganze Welt stets ihrer Meinung wäre. Sie war in ihrer Jugend in man-

cherlei Liebesbegebenheiten verslochten gewesen, die aber keinen glücklichen Erfolg für sie gehabt hatten. Kaum bemerkte sie daher, wie plötzlich ihre Freundin ihren Charakter änderte, und wie traurig sie auf einmal wurde, als sie auf die untrügliche Muthmaßung gerieth, sie müsse in irgend einer Herzensangelegenheit verwickelt seyn, die eben nicht die günstigsten Ausichten verspreche. Sie wußte daher ihre Neugierde so geschickt einzuleiten, daß sie Eleonoren dies Geheimniß und die Ursache ihres Mißmuthes bald und ohne viele Mühe entlockte. —

Aber weit entfernt, ihren Gram zerstreuen, oder ihr die Sache ausreden zu wollen, fand sie vielmehr ein boshaftes Vergnügen, sie in ihrem Argwohn zu bestärken, indem sie den Chevalier als einen Ungetreuen schilderte, dessen wankelmüthi-

ges Herz nicht einmal die schwache Probe einer vierzehntägigen Abwesenheit hätte überstehen können, das, ohne Zweifel, ein neuer Gegenstand gefesselt haben würde.

Dorville, dem Liebe sowohl als Dienst-eifer ein mächtiger Sporn zur Eilfertigkeit war, kam endlich nach vierzehn Tagen glücklich von seiner Reise zurück, und so bald er dem Minister von seinen Aufträgen und dem glücklichen Erfolge seiner Unterhandlungen Bericht abgestattet hatte, ergriff er sogleich die Feder, und suchte sich in einem zärtlichen Briefe an seine Geliebte wegen seines so langen Stillschweigens zu rechtfertigen. Da das menschliche Herz so gern immer das zu glauben pflegt, was seinen Wünschen schmeichelt, so kam Eleonore diese Rechtfertigung äußerst willkommen, die sie auch sogleich unverholen der Frau von Baucher mittheilte. Doch diese,

weit entfernt, ihren zärtlichen Gesinnungen beizupflichten, war vielmehr aufs eifrigste bemüht, ihr ganz entgegengesetzte einzusflößen. —

Der Minister war mit Dorvills Ver-
richtung so wohl zufrieden, daß er ihm ei-
nige Tage nachher wissen ließ: er solle sich
immer wieder reisefertig halten, da er ihm
im Kurzen neue Aufträge in die Schweiz
zur Bestellung übergeben werde; doch sey
dabei keine so große Eile nöthig, wie bei
der vorigen Reise. — Unserm Helden war
dieser Befehl weniger unangenehm als der
vorige, weil er über Dijon mußte, und
folglich die süße Hoffnung hatte, seine Ge-
liebte auf seiner Durchreise zu sehen und
zu sprechen. Allein da dergleichen Geschäfte
die strengste Verschwiegenheit erfordern, so
wagte er es nicht, ihr etwas davon zu mel-

den, sondern traf vielmehr alle Anstalten, um in wenig Tagen abreisen zu können.

Einer seiner besten und vertrauesten Freunde, der Marquis von P., besuchte ihn noch vorher, und erzählte ihm kürzlich: daß er hier ein Liebesverständniß mit einer reichen Pächterstochter gehabt habe, und sie zu ehelichen Willens gewesen sey; allein da er eine vortheilhaftere Parthie gefunden, so habe er seinen erstern Entschluß geändert. Er besitze auch noch ihr Porträt, in einer goldenen, mit Diamanten besetzten kleinen Kapsel, nebst einem Uhrbande, aus ihren Haaren verfertigt, einige andere Kostbarkeiten und Briefe, die sie ehemals an ihn geschrieben habe. Diese ihr wieder zurückzugeben, ersuchte er den Chevalier. —

Ohnerachtet ihm dieser Auftrag unangenehm war, so wollte er ihn doch aus

Gefälligkeit gegen seinen Freund nicht ausschlagen. Dieser packte daher alle jene Sachen in ein kleines Kästchen, und schickte dies Dorville, um es seiner verlassenen Ariadne einzuhändigen. — Zum Unglück war das Mädchen schon seit einigen Tagen mit ihrer Mutter nach einem Landgute, welches nur einige Meilen hinter Dijon lag, abgereist; anstatt also das Kästchen seinem Freunde zurückzuschicken, beschloß er solches vielmehr mitzunehmen, und es bei seiner Durchreise abzugeben.

Noch an demselben Tage bekam er die gehörigen Verhaltungsbefehle, und trat seine Reise an. — Bei seiner Ankunft zu Dijon wurde Eleonore, die nichts weniger, als einen Besuch ihres Geliebten vermuthete, auf die angenehmste Art überrascht, und Frau von Bauchet bot ihm, auf die paar Tage, die er hier zu verweilen ge-

dachte, ein Zimmer in ihrem Hause an, welches er auch, ohne sich lange nöthigen zu lassen, mit Freuden annahm.

Es sey nun, daß die Gegenwart dieser unbekannten Dame ihn in den engsten Schranken hielt, oder daß die glückliche Beforgung der aufgetragenen Geschäfte ihm im Kopfe lag: genug Eleonore glaubte an ihm nicht mehr jenes Feuer der Liebe und jene Bärtlichkeit zu bemerken, die ihren heißesten Wünschen zu entsprechen vermochte, und entdeckte ihrer Freundin die sie quälende Unruhe und den Grund davon. — Diese ermangelte nicht, ihren gewöhnlichen Argwohn zu äußern, und das Herz der Armen auf das empfindlichste dadurch zu zerreißen.

Eleonore, durchaus entschlossen, eine gegenseitige Erklärung zwischen ihr und dem Chevalier zu verlangen, bat ihre Freun-

din, es den folgenden Tag so zu veranstalten, daß sie eine Unterredung mit ihm allein haben könne, und schlug, um desto ungestörter und sicherer seyn zu können, den schönen, unweit der Stadt gelegenen, der Frau von Baumhet gehörigen, Garten dazu vor. — Diese willigte sogleich ein, besorgte das Mittagessen daselbst, und nachdem sie, als Wirthin, Dorville die vorzüglichsten Schönheiten gezeigt hatte, entfernte sie sich und begab sich nach der Stadt zurück, um den Liebenden ungestört völlige Freiheit zu lassen.

Die Unterredung begann von Seiten der Wittve mit Klagen über des Chevaliers vermeintliche Kälte, der aber diesen Vorwürfen mit so viel Feuer, mit so viel Bärtlichkeit zu begegnen, und sich mit so viel edler Lebhaftigkeit dagegen zu vertheidigen mußte, daß aller Argwohn auf einmal ver-

schwand, und sie sich von neuem eine unverbrüchliche Treue schwuren.

Während diese Sache eine so glückliche Wendung nahm, begab sich Frau von Bauchet, sobald sie nach Hause gekommen war, in des Chevaliers Zimmer, wo sie seinen offenen Mantelsack auf dem Tische liegen fand. — Von einer Neugierde angetrieben, die fast immer die natürliche Gefährtin einer schadensfrohen Seele zu seyn pflegt, und da sie wohl wußte, daß sie vor jeder Ueberraschung sicher sey, durchsuchte sie den ganzen Mantelsack, legte alle darin befindliche Sachen der Ordnung nach heraus, um sie dann wieder gehörig einpacken zu können, und fand endlich auch das kleine Kästchen des Marquis. —

Da es nicht verschlossen, sondern nur mit zwei kleinen Haken befestiget war, so fand sie keine Schwierigkeit, es zu öffnen,
und

und sich von dem Inhalt zu überzeugen. — Sie fand, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, das Porträt eines sehr schönen Mädchens, ein Uhrband von blonden Haaren, eine Haarlocke von der nemlichen Farbe, in Papier gewickelt, einige andere kostbare Kleinigkeiten, und auch, wie wir aus dem obigen schon wissen, einige Briefe, aber zum Unglück ohne Aufschrift. — Mit hämischer Schadenfreude durchlas sie dieselben, und nachdem sie alles, bis auf das Kästchen, welches sie wohlweislich zurückbehielt, wieder sorgfältig und in gehöriger Ordnung eingepackt hatte, legte sie den Mantel auf die nemliche Stelle, wo sie ihn gefunden.

Boshaft genug, und um ihres Sieges desto gewisser zu seyn, entdeckte sie Eleonoren nicht eher etwas von ihrem Fund, als bis der Chevalier abgereiset war. Dieser

D

hatte den Verlust eines Kästchens, das ihm im Grunde sehr gleichgültig war, nicht bemerkt, schwang sich am folgenden Morgen mit Tagesanbruch auf sein Pferd, und setzte seine Reise weiter fort, gerade auf den Ort zu, wo er es abzugeben gedachte.

Ungefähr vier Meilen von Dijon ward er, als er durch einen Wald ritt, von einigen Räubern angefallen, denen er jedoch durch die Geschwindigkeit seines braven Pferdes glücklich entkam; allein sein Bedienter fiel in ihre Hände. Sie warfen ihn vom Pferde, bemächtigten sich desselben, nebst dem Mantelsack, und ließen ihn dann zu Fuß seinem Herrn nachlaufen.

Am folgenden Tage, nach des Chevaliers Abreise, beredete die Frau von Bauchet ihre Freundin zu einer Spaziersfahrt nach ihrem Gartenhause. Eleonore schlug es nicht aus, und nachdem sie einigemal

in den schönen Alleen auf und abgegangen waren, ergriff erstere das Wort und sprach:
„Mir scheint es, als wäre die Versöhnung mit dem Chevalier völlig erneuert?“

Eleonore. Man kann nicht unzufrieden mit ihm seyn, und ich schäme mich des ungerechten Verdachtes, den meine zu strenge Empfindlichkeit erzeugte; kein Herz kann wohl zärtlicher und feuriger lieben, als das seinige. — Nach alle dem, was er mir gesagt, nach allen den Schwüren und Versicherungen, die er mir gegeben hat, wie wäre es wohl noch möglich, ferner an seiner Treue zu zweifeln? —

Frau von Bauchet. Wie sehr beklage ich Ihre Verblendung, theuerste Freundin! — Um Ihrer Ruhe, Ihrer Zufriedenheit wünschte ich, daß seine Worte eben so aufrichtig gewesen seyn möchten, als sie vielleicht lebhaft und feurig waren.

Aber leider! entspricht das Innere seines Herzens keinesweges der gleisnerischen Aussen-
seite, die Sie getäuscht hat, und es ist
außer allem Zweifel, daß Sie die Betro-
gene sind, weil Sie einen Menschen lieben,
der der niederträchtigste Betrüger unter der
Sonne ist.

Eleonore. (mit dem Reichen der grös-
ten Verwunderung) Dorville ein Betrüger!
(etwas mißtrauisch) Aber worauf gründen
Sie ein so rasches, seiner Aufrichtigkeit
so nachtheiliges, und allem, was ich sah
und hörte, so höchst zuwider laufendes Ur-
theil? — Haben Sie irgend etwas an ihm
bemerkt, daß seine Schwüre und Versiche-
rungen auch nur im geringsten verdächtig
machen könnte? — Sind Sie im Stande,
mir Beweise seiner Untreue zu geben?

Frau von Bauchet. (mit verstellter
Theilnehmung) Ach, wollte Gott! — nur

um Ihrer Ruhe willen wünschte ich es — daß ich an seiner Untreue zweifeln könnte, daß ich nicht unumstößliche Beweise derselben in Händen hätte! — Beweise einer Verrätherei, die Ihr edles, liebevolles Herz so gar nicht verdient. — Denn nicht genug, daß er eine andere liebt, ist die Art, wodurch er Sie zum Opfer dieser neuen Leidenschaft machte, so unverzeihlich, so grausam, daß ich von innerm Abscheu ergriffen, schauernd zurückbebe.

Eleonore. (Deren Schmerz jetzt eben so groß war, als das Staunen, welches sich bei diesen Worten ihrer bemächtigt hatte; verzweiflungsvoll) Ach, um Gottes Barmherzigkeit willen! hören Sie entweder auf, mein Innerstes noch ferner mit diesem quälenden Verdacht zu ängstigen, oder geben Sie mir überzeugende Beweise von seiner schändlichen Treulosigkeit, damit ich diese Liebe,

deren ein solcher Verräther gänzlich unwürdig ist, in meinem Herzen zu ersticken vermag.

Frau von Bauchet. (mit satanischer Schadenfreude) Sie sollen Berweise haben, sollen sogleich das Porträt Ihrer Nebenbuhlerin sehen. (Hier zog sie das uns bekannte Kästchen, welches sie bei sich zu stecken nicht vergessen hatte, hervor) Hier ist, was er mit sich herumführt, um sich wegen Abwesenheit seiner neuen Geliebten zu trösten; und nur das Mitleid, Sie so unverdienterweise hintergangen zu sehen, konnte mich zu dem kühnen Schritte verleiten, es aus seinem Mantelsacke zu entwenden.

Jetzt nahm sie das Porträt aus dem Kästchen, öffnete das Käpselchen, worin es lag, und vermehrte dadurch die Qual ihrer armen Freundin, indem sie ihr ein

Mädchengesicht zeigte, wovon jeder Zug der vollkommensten Schönheit entsprach.

„Und im Fall Sie etwa gern wissen möchten“ fuhr Sie schadenfroh fort, „wie ihre Haare aussehen — hier in diesem Papier ist ein kleiner Theil davon, welcher das schönste Blond zeigt!“ —

Schaam, Zorn und Eifersucht durchglühten bei diesem Anblick das Gesicht der betrogenen Eleonore. — Ein Strom von Thränen, der ihren schönen Augen entstürzte und über ihre Wangen herabrollte, war nicht vermögend, diese brennende Glut zu löschen. — „Wankelmüthiger Verräther!“ rief sie aus; „sollte es möglich seyn, daß dein treulos Herz einer solchen Nachlosigkeit fähig wäre!“ —

„Alles das, was ich Ihnen bis jetzt gezeigt habe“ begann hier Frau von Bauehet von neuem, „ist freilich noch kein über-

führender Beweis seiner Untreue; aber hier, sehen Sie, hier sind die Briefe dieser glücklichen Nebenbuhlerin, die es nur zu deutlich bestätigen, daß der Meineidige Sie dieser neuen Leidenschaft aufgeopfert hat. — Nehmen Sie den ersten besten und lesen Sie ihn; denn es ist kein einziger darunter, aus dem es nicht deutlich hervorleuchtet, daß Sie das unglückliche Opfer dieser Liebesgeschichte sind.“

Mit zitternder Hand ergriff Eleonore einen dieser Briefe, öffnete ihn zwar, war aber nicht im Stande, ihn zu lesen, da eine neue Fluth von Thränen sie daran hinderte. Sie bat daher ihre Freundin um diese Gefälligkeit, welche mit inniger Freude jetzt folgendes las:

„Nein, Chevalier, nein! meine Liebe ist viel zu besorgt, als daß bloße Worte sie beruhigen könnten. Und ist wohl

meine Furcht zu tadeln? Sie versichern mir ja selbst, daß Ihre Wittve Schönheit, Verstand und Reichthum besitzt. Die Verbindung, in der sie mit ihr stehen, ist mir nicht unbekannt, und so lange diese nicht getrennt ist, wie kann ich auf den Besitz eines Herzens bauen, das so sehr schwankt? — Sie versprechen mir zwar, daß Sie sie nur darum besuchen wollen, um diese Trennung zu bewirken. Ach, wäre es doch wahr! — O, thun Sie ihn, diesen Schritt, von dessen Vollendung die ganze Ruhe meiner Seele abhängt! Ich liebe Sie viel zu zärtlich, als daß ich zugeben könnte, daß irgend eine andre, sei sie auch, wer sie wolle, Antheil an einem Herzen haben sollte, das ich ganz allein zu besitzen wünsche. — Machen Sie meiner Qual ein Ende, und benehmen Sie meiner Ne-

benbuhlerin alle Hoffnung, womit sie sich noch schmeichelt; seyn Sie dagegen versichert, daß ich eben so ganz die Ihrige bin, wie ich wünsche, daß Sie der Meinen seyn möchten.“ —

Jedes Wort war ein Dolchstich für das liebende Herz unsrer Eleonore! — Ihr Schmerz war zu groß, um in Vorwürfe und Schmähungen auszubrechen; in stiller Betäubung und mit Wuth blizenden Augen, die ihren schrecklichen Gram mehr als jede Sprache auszudrücken vermochten, starrte sie die Frau von Bauchet an, die ohne weitere Umstände, und als ob sie nichts von dem allen bemerke, einen zweiten Brief vorlas:

„Warum, Geliebter! hielten Sie diesen Morgen Ihr Versprechen nicht, und soll ich Sie auch diesen Abend wieder vergebens erwarten? — Sollte vielleicht

eine schriftliche Beschäftigung mit meiner Nebenbuhlerin sie der Zeit beraubt haben, die Sie nur mir zu widmen so heilig versprochen? — O! wäre Ihren Schwüren zu trauen, so müßte nur ich einzig und allein der Gegenstand Ihrer Gedanken seyn, selbst dann noch, wenn ich abwesend bin, und diejenige wäre gänzlich aus Ihrem Herzen verbannt, die mir diese quälende Besorgniß verursacht. — Doch warum erwähnen Sie ihrer in Ihrem letzten Schreiben? Es geschieht dies zwar nur, um mir wiederholt zu versichern, daß Sie sie vergessen wollen; allein, erwähnt man wohl das gern, was man vergessen will? — Nein, lieber Chevalier, wenn Sie meine Nebenbuhlerin gar nicht mehr erwähnten, wenn Sie das tiefste Stillschweigen über sie behaupteten, so würde es mir

weist angenehmer seyn, als alle diese feierlichen Bethenerungen, sie zu vergessen, die nur dazu dienen, Ihr Andenken erneuert in Ihr Gedächtniß zurückzuführen. — Oder hat Ihre Liebe so wenig Gedanken, daß sie erst welche von dieser Vergessenheit borgen muß? Sagen Sie mir bestimmt, daß Sie mich lieben, und wenn dies Ihrer Aufrichtigkeit entspricht, so wird dies mir der sicherste und überzeugendste Beweis seyn, daß sie meine Nebenbulerin vergessen wollen.“

„Treuloser!“ rief Eleonore mit einem tiefen Seufzer, und ein Strom von Thränen hinderte sie, mehr zu sagen. — Ihre Freundin war schon im Begriff, einen dritten vorzulesen; allein sie verbat sich's. — „Nein!“ sagte sie; „das ist zu viel! — Ist Ihnen mein Leben lieb, so verschonen Sie mich! — Geben Sie mir dieses Käst-

hen. Ich weiß, was ich mir nach einer so offenbaren Untreue schuldig bin!" —

Frau von Baucher erfüllte diesen Wunsch; sie stiegen hierauf in den Wagen, und fuhren nach der Stadt zurück. — Eleonore brachte die ganze Nacht mit Durchlesung der Briefe ihrer vermeinten Nebenbuhlerin und in Thränen zu. Endlich aber, als Unville an die Stelle des Schmerzes trat, beschleunigte sie aufs eifrigste ihre Geschäfte, und beendigte sie auch glücklich innerhalb einigen Tagen. — Sie verließ Dijon, ohne vorher an Dorville zu schreiben, und ihm wegen seiner Untreue Vorwürfe zu machen; und kaum war sie zu Paris angekommen, als der Sekretär und ihre Verwandten diese günstige Gemüthsstimmung nützten, und lebhafter als je in sie drangen, ihre Einwilligung zu geben. — Besiegt durch alle diese Zuredungen, und

aufgefordert von ihrer beleidigten weiblichen Delikatesse, gab sie endlich das schon so längst gewünschte Jawort! —

Dorville gerieth indeß über das unerklärbare Stillschweigen seiner Geliebten in die äußerste Bestürzung, da er schon so oft unter der Adresse der Frau von Bauschet vergeblich an sie geschrieben hatte. — Allein diese befolgte den Auftrag Eleonorens nur allzupünktlich, welcher dahin lautete: alle seine Briefe ungelesen zu verbrennen, und sie auch sogar mit der Nachricht von deren Empfang zu verschonen.

Die Geschäfte, deren er sich gegenwärtig unterziehen mußte, waren von größerer Wichtigkeit, und erforderten folglich auch mehr Zeit, als sein voriger Auftrag in Italien; beinahe ein halbes Jahr sah er sich genöthigt, in den vornehmsten Städten der Schweiz zu verweilen. Kaum war

alles nach Wunsch ausgeführt, so kehrte er nach Paris zurück, trat beim Minister ab, und gab Rechenschaft von seinen Verrichtungen.

Ohne auszuruhen eilte er mit einem Herzen der verliebtesten Ungeduld unverzüglich nach Eleonorens Wohnung. — Aber welcher Donnerschlag erwartete ihn hier! — Die Nachricht, seine Geliebte sey schon seit zwei Monaten mit dem Sekretär verheirathet, den ihr ihre Verwandten schon längst bestimmt hatten, und der ihm daher nicht unbekannt war. —

„Ungeheuer!“ rief er seufzend; „ist das die unverbrüchliche Treue und Beständigkeit, die Du mir so oft durch die heiligsten Schwüre bezeugtest?“ Hier stieg er wieder in seinen Wagen, und ließ sich eiligst nach dem Hause des Sekretärs fahren.

Es mochte bereits neun Uhr des Abends

sah, als er daselbst ankam und an die Hausthüre pochte. Er fragte den Bedienten, der sie ihm öffnete, ob es nicht möglich sey, die Madam auf einen Augenblick zu sprechen. — „Ach!“ erwiederte dieser, mit nassen Augen; „vor einer Stunde ist sie zur ewigen Ruhe gebracht worden. Sie starb gestern plötzlich, und diesen Abend wurde sie nach der Pfarrkirche getragen, und in unsrer Familiengruft beigesetzt!“

„Gott!“ sprach der arme Dorville bei sich selbst; „ist es noch nicht genug, daß ich die, die ich so unaussprechlich liebe, bei meiner Rückkunft ungetreu finde, muß sie mir sogar durch den Tod auf ewig entrissen werden!“ —

Seine verliebte Schwärmerei brachte ihn jetzt auf den sonderbaren Einfall, den Mann aufzusuchen, der die Kirchenschlüssel in Verwahrung hatte. — „Freund!“ sagte er

er zu ihm, „ich komme so eben von einer Reise zurück, und bei meiner Ankunft höre ich, meine Schwester sey gestorben und diesen Abend schon begraben worden. Da ich nun wichtige Ursachen habe, mich mit meinen eigenen Augen zu überzeugen, ob es wirklich meine Schwester, oder irgend ein andres Frauenzimmer ist, das man dafür ausgegeben hat, so wünsche ich sehr, den Leichnam der Verstorbenen zu sehen. Euch kann dies gleich viel gelten, und mir geschieht dadurch ein sehr wichtiger Dienst!“ — Bei diesen Worten, um ihnen den gehörigen Nachdruck zu geben, drückte er ihm einige Louisd'ors in die Hand. —

Der Todtengräber, vom reizenden Anblick der blinkenden Goldstücke hingerissen schlug ihm diese Bitte nicht ab, bestellte ihn aber, da es noch zu früh sey, etwas

später. — Dorville harrte mit Ungeduld der bestimmten Stunde entgegen, und fand sich pünktlich ein. — Hierauf gingen sie zusammen nach der Kirche, und da die Gruft noch offen stand, nahmen sie Licht, stiegen unverzüglich hinab, öffneten den Sarg, und enthüllten das Gesicht der Begrabenen. —

Es war dem bekrübten, bis ins Innerste bewegten Chevalier unmöglich, die Todtenblässe zu sehen, ohne einen Strom von Thränen zu vergießen. — Er warf sich über den Sarg, küßte sie, und indem seine Hand zufällig auf ihre Brust zu liegen kam, spürte er Lebenswärme und innere Bewegung. — „Großer Gott!“ rief er seinem Begleiter zu: „sie lebt! Sie ist nicht todt!“ —

Der Todtengräber, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, legte seine Hand

auf ihr Herz, fühlte es ebenfalls pochen, und versicherte voller Vermunderung ein Gleiches. — Nun hoben sie sie aus dem Sarge, trugen sie nach der Kirche hinauf, enthüllten sie, um ihr Luft zu verschaffen, und während der Todtengräber beschäftigt war, den Sarg wieder zu verschließen und den Grabstein über den Eingang der Gruft zu wälzen, wickelte sie Dorville in seinen Mantel. —

Durch die frischere Luft wurden die Lebensgeister Eleonorens wieder erweckt; die Bewegung ihres Herzens wurde sichtbarer und stärker. — Ein Athemzug, ein Seufzer — und endlich öffnete sie ihre schönen Augen, die sie aber sogleich wieder schloß. — Der Todtengräber war eben im Begriff, dies Wunderwerk dem Pfarrer anzuzeigen, und er würde es auch sicher gethan haben, wenn ihn Dorville

nicht zurückgehalten und dabei zugleich begreiflich gemacht hätte, daß die Dame einer schleunigen Hülfe bedürfe, um sie der Gefahr eines wirklichen Todes zu entreißen; und daß, im Fall er die Sache ruchbar mache, er sich des Verbrechens verdächtig machen würde, als pflege er die Beerdigten aus eigennützigen Absichten auszugraben.

„Freund!“ setzte er hinzu, „da sie meine Schwester ist, so nehme ich die ganze Sache auf mich, und stehe für alle unangenehme Folgen; nur muß diese Begebenheit unter uns und so lange ein tiefes Geheimniß bleiben, bis es Zeit ist, und ich selbst für gut finde, sie bekannt zu machen. — Helft sie mir jetzt nur geschwind zu einem meiner Freunde tragen, der hier in der Nachbarschaft wohnt!“ —

Um ihm die Sache vollends begreiflich

zu machen, und seine Dienstfertigkeit um so stärker anzufeuern, wiederholte er seinen vorigen Beweggrund, und drückte ihm abermals einige Goldstücke in die Hand. —

Dieser neue Beweis seiner Freigebigkeit that die gewünschte Wirkung auf die Thätigkeit des Todtengräbers. Er fand sich sogleich zu allem bereitwillig, und nachdem er die Kirchthüre wieder verschlossen hatte, trug er Eleonoren zu einem Bekannten des Chevaliers, dessen Logis nur einige Schritte von der Kirche entfernt war; und ohne sich erst auf Erklärung der ganzen Sache einzulassen, wurde sie, um sich erwärmen zu können, in ein Bett gelegt. —

Eine Stunde nachher erschien ein Wundarzt, der ihr eine Ader schlug, worauf sie bald ins Leben zurückkam, zu sprechen begann, und, wie man leicht denken

kann, nicht wenig staunte, sich in einem fremden Hause, und in den Armen des Chevaliers zu sehen, den sie noch immer in der Schweiz glaubte. — Indeß war sie noch viel zu schwach, als daß sie vor der Hand hätte um Erörterung dieser für sie so räthselhaften Begebenheit bitten sollen.

Dem Todtengräber durfte man nicht erst das Geheimniß empfehlen, es war ihm selbst daran gelegen, es nicht entdeckt zu sehen, und im ganzen Hause wußte Niemand, wer die Dame sey. Dorville, nachdem er sie mit der nöthigen Wäsche und einem Anzuge versehen, ließ sie gegen Morgen nach seinem Hause bringen, und nach Verlauf einiger Tage, da sie sich so ziemlich wieder erholt hatte, in einer Gänse- te, ohne ihr jedoch vorher sein Abentheuer zu erzählen, nach dem Landgute seiner Mutter tragen.

Durch die unermüdet sorgfältige Pflege dieser braven Frau, und zum Theil auch durch die frische gesunde Landluft, erlangte sie im Kurzen nicht nur ihre völlige Gesundheit, sondern auch ihre ehemalige Schönheit wieder. Nur konnte sie nicht begreifen, durch welches Wunderwerk sie aus dem Bette ihres Gemahls — denn dies war der letzte Ort, dessen sie sich erinnern konnte — in das Haus des Chevaliers gekommen sey? Sie drang daher einst mit aller Macht in ihn, als sie eben beide im Garten allein waren, ihr dieses Geheimniß zu entziffern, das ihr so unbegreiflich schien.

Dieser, um sie zu befriedigen, warf sich ihr zu Füßen, und sagte: „Ach, Grausame! Ihre Untreue machte mich zum elendesten aller Menschen; wie war es Ihnen nur möglich, alle jene heiligen Schwüre zu brechen, und sich meinem Nebenbuhler, auf

eine für mich so beleidigende Art, in die Arme zu werfen? — Allein der Himmel war gerechter gegen mich, als Sie; ja, er machte mich zum Glücklichen aller Sterblichen, da er mir die Gelegenheit verschaffte, Ihnen das Leben zu retten! “ —

Nun erzählte er ihr, daß eine heftige Ohnmacht sie plötzlich überfallen, und man sie für todt gehalten und begraben habe; auf welche Art er sie gerettet, und dem schrecklichsten, martervollsten Tode entrissen habe. — Einige Vorwürfe über ihre Untreue machten den Beschluß.

„Mich nennen Sie meineidig?“ sprach Eleonore in einem etwas beleidigten Ton; „mich wollen Sie einer Untreue beschuldigen, die Sie an mir begangen haben, indem sie mich einer Nebenbuhlerin aufopfereten, die Sie gewiß nie so zärtlich, so aufrichtig lieben konnte, als ich?“ —

„Ich — fiel Dorville ihr hastig ins Wort — ich sollte Sie einer Nebenbuhlerin aufgeopfert haben? — Ich könnte fähig seyn, andre Fesseln zu tragen, als die Ihrigen? — Nein, ich habe außer Ihnen nie ein Frauenzimmer geliebt, und wer Ihnen das Gegentheil sagte, hat Sie schändlich betrogen und mich heimtückisch verläumdete! — Aber es soll mir nicht viel Mühe kosten, diesen Betrüger zu entlarven, und diese niederträchtige Verläumdung zu vernichten.“

„Meineidiger!“ brach Eleonore entrüstet aus; „wie willst Du die untrüglichen Beweise Deiner Untreue vernichten, die ich mit meinen Augen gesehen habe? — Das Porträt meiner Nebenbuhlerin, ihre Haarlocke, die Kleinodien, und jene grausamen Briefe an Dich, die ich selbst gelesen und zu meiner Ueberzeugung zurückbe-

halten habe — wie willst Du diesen unläugbaren Zeugnissen widersprechen? — Ja, Ungetreuer! ich liebte Dich; liebte Dich unendlich; aber durch meine thörichte Leidenschaft verblendet, betrog ich mich selbst, bis mir endlich, durch die Hand meiner Freundin, aus Deinem eignen Mantelsack der unläugbare Beweis Deines Verbrechens in jenem unglücklichen Kästchen vorgelegt wurde. — Sein Inhalt überzeugte mich von meinem Unglück, und entdeckte mir Deine Wankelmuth. — Nun sah ich die Reize, die Dich bestrickt, und mir Dein Herz entrißen haben, und nun erst faßte ich den Entschluß, mich demjenigen aufzuopfern, den ich nicht eher lieben konnte, bis Deine Treulosigkeit über mich triumphirt, und zu der sichern Ueberzeugung gebracht hatte, daß Du meiner Liebe unwürdig seiest.“ —

Hier fiel auf einmal der Schleier von Dorvilles Augen, der ihm die Ursache dieses unglücklichen Irrthums so lange verhüllt hatte. Der Diebstahl seines Mantelsackes war die Ursache, daß er die frühere Entwendung des Kästchens nicht bemerken konnte; jetzt übersah er aber mit einem Blick das ganze Geheimniß.

„Gott!“ rief er bestürzt aus, „welch unseeliges Verhängniß stürzte mich in diesen Abgrund! Die unschuldigste Veranlassung, eine Gefälligkeit, die ich einem meiner Freunde erweisen wollte. — Ach, Eleonore! wie ungerecht war Ihr Argwohn! Ueberzeugen Sie sich jetzt von meiner Unschuld, und erlauben Sie mir, Ihnen die untrüglichsten Beweise meiner unverletzten Treue an den Tag zu legen, damit Ihnen kein Zweifel mehr übrig bleibe!“

Er erzählte ihr jetzt den Umstand mit dem Marquis, den meine Leser bereits wissen, nannte ihr nicht nur die Wittve, die er geheirathet, und den Namen des Mädchens, dem er untreu geworden war, und deren Porträt sie gesehen hatte, sondern beschrieb ihr auch ihre Wohnung zu Paris, so wie das Landgut, welches er namentlich anführte, und vermünschte den unseeligen Diebstahl des Mantelsacks, wodurch er verhindert wurde, die Entwendung des Kästchens zu bemerken.

Die unglückliche Betrogene zerfloß während seiner Erzählung in Thränen, und mit zur Erde gesenktem Blick rief sie: „Ach, Chevalier! hätten Sie mich in meinem Irrthum gelassen! — Ich lebte ruhig mit meinem Gemahl, den mir die Vorsicht bestimmte, und meine Vernunft

siegte über die Liebe, da ich sie für einen Ungetreuen, für einen Meineidigen hielt. Warum raubten Sie mir diesen Triumph über mein Herz? Kann ich Sie wohl lieben, und dabei ruhig in den Armen eines Gatten liegen, den ich nur deshalb wählte, um mich an Ihnen zu rächen, an Ihnen, den ich jetzt unschuldig finde? Was bleibt mir nun noch übrig, mir ein Leben erträglich zu machen, das ich Ihnen zu verdanken habe? O! daß Sie mich ruhig in meinem Grabe gelassen hätten!“ — —

„Wenn Sie durch die Entdeckung meiner Unschuld, durch das Bewußtseyn meiner nie gebrochenen Treue unglücklich sind“ versetzte der Chevalier, „so bin ich nicht minder unglücklich. — Denn kann wohl irgend etwas mit der peinvollen Lage verglichen werden, die in den Armen eines glücklichen Nebenbuhlers zu wissen, die

man liebt, und von der man wieder geliebt wird? — Ich war so glücklich, Ihnen das Leben zu retten, und dieses kostbare Leben sollte ich nun zum Vortheil Ihres Mannes gerettet haben? Nein, nimmermehr! Er hält Sie für todt; er hat sie wirklich dem Grabe übergeben: sollte das nicht hinreichend seyn, ein Band zu trennen, daß Sie unglücklich macht, und das mich vernichtet? “ —

„Ich bin versichert, Dorville!“ erwiderte Eleonore, „Ihre Edelmutb und Rechtsschaffenheit können meine Tugend nicht bezweifeln. Sie können jetzt meinem Herzen weder Liebhaber noch Gatte seyn; aber wie einen Bruder, wie einen Mann, dem ich mein Leben schuldig bin, will ich Sie lieben. — Ein innerer Gram wird zwar alle Fröhlichkeit aus meinem Leben verschunghen, aber demohngeachtet beschwöre ich

Sie, mich sobald als möglich meinem Gemahl wiederzugeben; ich habe gegründete Ursachen, zu ihm zurückzukehren. Denn — setzte sie mit niedergesenktem Blick hinzu — seit einiger Zeit hat er doppelt heilige Rechte auf mich, und es ist ihm nicht unbekannt, daß ich mich bereits drei Monate in diesen Umständen befinde.“ — —

„Aber warum wollen Sie vor Ihrer Niederkunft zu ihm zurückkehren, um so mehr, da ich durch sichere Nachricht erfahre, daß er, gleich nach Ihrem vermeinten Tode, in königlichen Angelegenheiten verreisen mußte, und vor einigen Monaten nicht zurückkommen kann? — Ich beschwöre Sie, bleiben Sie so lange hier bei meiner Mutter, die Sie für eine Verwandte aus unsrer Familie hält. Weder Ihr Mann noch sonst Jemand kann es wissen; daß Sie sich hier aufhalten, und

sollte man Sie auch sehen, wer kann die Wahrheit vermuthen, da man Sie zur Erde bestatten sah? — Ich werde Sie von nun an wie meine Schwester betrachten, und wenigstens den Trost haben, Sie einige Monate später in den Armen eines Mannes zu wissen, der alsdann — ich verspreche es Ihnen auf meine Ehre! und sollte sich auch mein Herz darüber verbluten — gleich nach Ihrer Entbindung, Gattin und Kind zugleich aus meiner Hand empfangen soll! —

„Ach, Dorville! was muthen Sie mir zu? — Doch — ich will mich überwinden. — Kann ich ohne Nachtheil meiner Ehre, meiner Pflicht und meines guten Namens während dieser Zeit dieses ländlichen Aufenthaltes genießen, so nehme ich Ihr Anerbieten an, und bleibe.“

Mutter und Sohn suchten nun täglich
neue

neue Mittel hervor, Eleonoren, die den Namen einer Frau von Justi angenommen hatte, Zerstreuung und Vergnügen zu verschaffen. — Und sie fand auch wirklich so viel Ruhe und Zufriedenheit in diesem reizenden Landleben, daß ihr die Zeit ihrer Schwangerschaft unvermerkt vorbeistrich.

Während dieser Zeit kam der Sekretär, der seit dem vermeinten Tode seiner Gemahlin anfangs untröstlich war, von seiner Reise zurück. Allein die Zeit, die nach und nach jeden, auch den stärksten, Eindruck auszulöschen vermag, hatte auch seinen Schmerz schon längst gelindert, und ohnerachtet er noch kein halbes Jahr Wittwer war, so glaubte er doch, daß nichts im Stande sey, ihn vollkommen zu heilen, als eine zweite Verbindung.

Dorville, der während der Zeit sehr

oft nach Paris gekommen war, fand leicht Gelegenheit, seine Bekanntschaft zu machen; und im Kurzen wurden sie sogar vertraute Freunde. — Er hatte auch wenig Mühe, jenes unglückliche Kästchen von ihm zu erhalten, indem er sich solches unter dem Vorwande erbat, als hätte es eine Freundin seiner verstorbenen Frau aufzuheben gegeben, und ihm ersucht, ihr solches jetzt wieder zu verschaffen. — Hier erklärte er sich nun mit Einemmale durch die darin enthaltenen Sachen, die ganze Veranlassung seines Unglücks.

Das Vorhaben des Sekretärs, sich wieder zu verheirathen, blieb dem Chevalier nicht verborgen, und deshalb wendete er insgeheim alle mögliche Mittel an, der Ausführung Hindernisse in den Weg zu legen, und die ganze Sache so lange

hinzuhalten, bis die Entbindung Eleonorens vorüber sey.

Dies gelang ihm auch ohne viele Schwierigkeit, und da die Zeit der Niederkunft sich nahte, begab sich Eleonore mit Dorvilles Mutter nach Paris, und gebahr daselbst einen schönen, muntern Knaben. — Man nahm eine Amme an, und ließ das Kind ohne alle weitere Ceremonie taufen.

Da sich endlich nach Verlauf von einigen Wochen die Entbundene völlig wieder erholt hatte, und die Hochzeit des Sekretärs binnen zwei Tagen wirklich vollzogen werden sollte, begab sich Dorville zu ihm hin, und lud ihn auf den folgenden Tag zu einem Gastmahl, wozu er noch einige von seinen und Eleonorens nächsten Anverwandten, beiderlei Geschlechts, bat,

und die prächtigsten Vorbereitungen dazu machte.

Gehr zuvorkommend wurden die Geladenen von dem Chevalier und seiner Mutter, der er das ganze Geheimniß und sein Vorhaben bereits anvertraut hatte, empfangen. — Schon saß man bei der Tafel, als ein Bedienter die Ankunft der Frau von Justi meldete, die auch sogleich ins Zimmer trat. — Der Chevalier ersuchte die Gesellschaft, sich nicht im geringsten stören zu lassen, indem die Dame seine Anverwandte und der leer gebliebene Platz schon für sie bestimmt gewesen sey. Er ging ihr nun mit seiner Mutter entgegen, und nöthigte sie, ihren Platz zwischen ihnen beiden, ihrem Manne gerade gegenüber, einzunehmen.

Man kann leicht denken, wie diesem

zu Muthe war, eine Frau zu erblicken, die seiner verstorbenen so ähnlich sah! — Er starrte sie mit unverwandten Augen an, war aber weit entfernt, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, sondern begnügte sich bei der Bewunderung, wie es möglich sey, daß zwei Gesichter sich so täuschend ähneln könnten. — Allein auch auf die übrigen Gäste machte Eleonorens Erscheinung nicht geringe Wirkung; sie staunten einander an, und es herrschte eine allgemeine Pause an der Tafel. —

Der Chevalier, nebst seiner Mutter und Eleonoren, bemerkte dies allgemeine Staunen sehr wohl; sie hüteten sich aber, irgend etwas zu sagen, was die Wahrheit enthüllen und die Erstaunten dieser Betäubung entreißen konnte. — Er wußte im Gegentheil durch verschiedene Fragen, wel-

che er an seine vorgebliche Verwandte that, der ganzen Sache eine solche Wendung zu geben, daß jede Vermuthung verschwinden mußte, auf die man etwa hätte fallen können.

Der alles belebende Gast der Neben hatte unterdeß Laune und Heiterkeit unter die Anwesenden verbreitet, und das fröhliche Mahl neigte sich schon seinem Ende, als Dorville laut seinem Bedienten zurief, die bewußte Frucht zum Desert hereinzuholen. Dies war das verabredete Signal.

In diesem Augenblicke trat die Amme, mit einem Kinde auf dem Arme, herein, das in prächtige Windeln gewickelt war. — „Hier, mein Herr!“ begann jetzt der Chevalier, indem er auf das Kind zeigte; „hier ist eine Frucht, die ich besonders Ihnen vorzusetzen die Ehre habe. — Er-

lauben Sie mir — fuhr er nach einer kleinen Pause zu dem überraschten Sekretär fort — daß ich Ihnen hier in Gegenwart Ihrer nächsten Anverwandten, die sich auf meine Bitte bei mir einfanden, Gattin und Sohn zugleich übergebe. — Dies ist Ihre Gemahlin, die ich dem Grabe entriß, wohin Sie sie bringen ließen, und dies hier Ihr Sohn, den sie unterm Herzen trug, als sie in den Sarg gelegt ward.

Gleich beim ersten Worte dieser wunderbaren Entdeckung sprang Eleonore vom Tische auf, und alle folgten ihr nach. — Sie flog auf ihren Mann zu und fiel ihm um den Hals. — Die allgemeine Ueberraschung, das Staunen, das sich in diesem Augenblick über alle Anwesende verbreitete, übersteigt allen Ausdruck, läßt sich durch zu schwache Worte nicht beschreiben; denn

alle hatten dem Leichenbegängnisse beiges-
wohnt. — Jeder von ihnen wollte nun
zuerst die besondern Umstände eines so seltsa-
men Abendtheuers wissen, welches, wie
man leicht vermuthen kann, zu unzähligen
Fragen Anlaß gab, bis der Chevalier ih-
nen endlich die ganze Geschichte umständ-
lich und aufrichtig erzählte, ohne im Ge-
ringsten seine Liebe oder den Zufall mit
dem fatalen Kästchen dabei zu verheelen.

Als er geendet, führte er seine Gäste
in ein besonderes Zimmer, wo schon alles
zur Taushandlung in Bereitschaft war,
und wo sie mit allen gewöhnlichen Feier-
lichkeiten vollzogen wurde. — Hierauf be-
gaben sie sich sämtlich in die Wohnung des
Sekretärs, der jetzt eine Fete gab, so präch-
tig, als es nur immer die Kürze der Zeit
gestattete, die er unvorbereitet darauf ver-

wenden konnte. — So schloß sich dieser für ihn glückliche Tag, der ihm, nebst einem Sohne, auch eine innigstgeliebte Gattin wiederschienfte. — —

Seine Freude war unbeschreiblich, aber leider dauerte sie nicht lange! — Ein Jahr nachher wurde er von einem heftigen Fieber befallen, und mußte, ohnerachtet des Beistandes der geschicktesten Aerzte, die Stelle in seinem Familienbegräbniß wirklich einnehmen.

Eleonore war jetzt zum zweitenmal Wittwe, und hatte dadurch ihre völlige Freiheit wieder erlangt. — Die Treue, die Tugend und der Edelmuth ihres Liebhabers, der noch immer mit der äußersten Standhaftigkeit liebte, und dem sie überdies ihr Leben schuldig war, war ihr nicht unbekannt. — Einem solchen Manne nicht

Wort zu halten, ihm die feierlichsten Schwüre nicht zu erfüllen, — dies schien ihr nicht nur unbillig und undankbar, sondern auch grausam. — Sobald daher die gewöhnliche Pause, die ihr das Andenken des Verstorbenen und der Wohlstand auf-erlegte, vorüber war, nahm sie den Chevalier zu ihrem dritten Gatten, und lebte mit ihm, bis ans Ende ihrer Tage, in ununterbrochener Glückseligkeit. —

Don Diegos
nächtliches Abenteuer.

Don Diego, ein Spanischer Kavaller,
war einer von jenen Jünglingen, welche
den Bacchus und Venus allein zu ihrer
Gotttheit machen; es war daher nichts sel-
tenes, daß er, um jene Leidenschaften zu
befriedigen, oft ganze Nächte in den
berüchtigsten Häusern der Stadt herum-
schwärmte, und im Saumel des Genusses
so manche entehrende That beging. Zu-
fälligerweise — wie er glaubte — gelangte
er eines Abends, als er eben ein niedliches
Mädchen verfolgte, in ein wenig besuchtes
Gäßchen; sie schlüpfte hier in ein altes,
schwarzes und unbewohntes Gebäude, des-
sen Thür und Fenster der Zahn der Zeit
schon längst zernagt hatten. Dies machte

seine Neugierde rege, und sein Vorwitz verleitete ihn, schon halb von Wein und Liebe berauscht, zu dem kühnen Entschluß, diese verödete Wohnung näher zu untersuchen; er nahm seinen Degen in die Hand, und wagte sich vorwärts. — Ein langer finsterner Gang führte ihn auf einen großen, leeren, aber eben so finstern Platz. Diego stand hier still, und dachte ernsthafter über sein Unternehmen nach: seinen Weg weiter zu verfolgen, schien ihm nicht rathsam, und doch mochte er auch nicht gern unbefriedigt umkehren. —

Furchtlos tappte er also an den feuchten Wänden umher, und fand endlich eine halb geöffnete Thüre, die ein kräftiger Stoß sogleich aus ihren Angeln hob. — Aber kaum hatte er einen Schritt vorwärts gethan, so fiel er plötzlich von einer verborgenen Treppe in einen ziemlich tiefen

Keller hinab, wo er im Fallen unglücklichweise seinen Degen verlor. — Eine dumpfe Stimme rief ihm sogleich ein rauhes, fürchterlich klingendes: „Wer ist da?“ zu. —

Don Diego, durch dies alles zu sehr in Bestürzung gesetzt, war nicht vermögend, eine Silbe zu antworten, bemühte sich vielmehr, seinen verlohrnen Degen zu finden. — Aber nach einer kleinen Pause wiederholte die unbekannte Stimme ihre vorige Frage, und er antwortete endlich, durch die Nothwendigkeit gezwungen: „ein Fremder!“ —

„Komm näher!“ begann nunmehr der Unbekannte, und Diego, der sich einmal in ein so gefährliches Labyrinth gestürzt sah, ging dem Schall der Stimme nach, und gelangte endlich in einen großen Saal, wo ein grauerlicher Anblick

seine Sinne fast bis zur Betäubung überraschte.

Vier Lampen, von denen in jedem Winkel des Gewölbes eine hing, gaben zusammen nur einen äußerst schwachen Schein von sich, und erleuchteten die Gegenstände um sich her nur dunkel, so daß es fast unmöglich war, sie genau zu unterscheiden. In der Mitte lag, auf einem weißen Tuch ausgestreckt, ein todter Körper, ebenfalls ganz weiß eingehüllt, und zwei schwarz gekleidete Männer saßen als Leidtragende, der eine zu seinen Füßen, der andre zu seinem Haupte. *)

„Bist Du nicht“ begann nach einigen Minuten der Eine von den Wächtern, „Don Diego?“

„Ja,

*) Siehe das Titellupfer.

„Ja, ich bins!“ erwiderte dieser, nicht ohne inneres Beben; „aber woher wißt ihr meinen Namen?“

„Das kümmere Dich nicht! — Jetzt bist Du in unsrer Gewalt, und wirst hofentlich nicht anstehen, unsre Befehle zu vollziehen?“ —

Diego fluchte seiner unnützen Voreiligkeit, die ihn in diesen unterirdischen Aufenthalt gebracht hatte, und willigte in alles.

„Wohlan also!“ fuhr jener fort; „Du bewachst diesen Leichnam so lange, bis wir unsre andern Geschäfte verrichtet haben und Dich wieder ablösen. — Was Du übrigens auch siehst oder hörst, entseze Dich nicht!“ —

Nach diesen Worten standen jene Beide auf, entfernten sich sehr eilig, und — wel-

R

cher Schreck für unsern Diego! — verschlossen hinter sich die Thüre. —

Ganz allein befand sich dieser nun in Gesellschaft eines Todten; er betrachtete dies alles als eine gerechte Strafe für seine Ausschweifungen, kreuzigte und segnete sich, und rief die Mutter Gottes mit allen heiligen Engeln um Hülfe an. Denn die Ermahnung jenes Mannes: sich vor nichts zu entsetzen, füllte seine Phantasie mit den fürchterlichsten und abentheuerlichsten Bildern an.

Noch stand er unbeweglich, als er einige tiefe, traurige Seufzer vernahm, auf welche ein Gerassel mit eisernen Ketten folgte, welches einen so fürchterlichen Schall in diesem Gewölbe verursachte, daß es schien, als ob alles zu Grunde gehen

solle. — Diego eilte voll Entsetzen nach der Thüre, suchte diese zu eröffnen und sich mit der Flucht zu retten; allein kaum machte er den ersten Versuch, als eine schwache Stimme ihm zurief:

„Wohin, Ungehorsamer? — Kehre um; noch ist es Dir nicht erlaubt, Dich von mir zu trennen — kehre um, oder ich folge Dir!“ —

Bestürzt blickte Diego sich um, und — neues Entsetzen! — erblickte hinter sich den Todten! —

„Wisse! — fuhr jener fort — ich bin der Geist des unglücklichen Marco, dessen Jugend und Unerfahrenheit Du in jenem Hause der Freude so schändlich mißbrauchtest und den Du dann im Zweikampfe tödtetest. — Die Vorsehung des Unerforschli-

chen leitete Deine Schritte hierher; jetzt fordere ich Genugthuung! — Komm, laß uns miteinander ringen; bezwingst Du mich auch diesmal durch persönliche Tapferkeit, so verspreche ich Dir, Dich nicht nur nie wieder zu beunruhigen, sondern auch zu verhindern, daß Dir kein weiteres Leid zugesügt werde; widrigenfalls lege ich es Dir zur unverbrüchlichsten Pflicht auf, alle Jahre, am Tage meines Todes, eine Nacht auf meinem Grabe zu wachen!“ — —

Sogleich kam der Geist auf Diego zu und faßte ihn. In diesem Augenblicke fielen die vier Lampen herab und verlöschten. Dies beraubte den Ueberraschten seiner Sinne, und ohnmächtig sank er auf den Boden.

Endlich kam er aus seiner Betäubung

zurück, und wagte es, wiewohl nur schüchtern, die Augen aufzuschlagen. — Neue Verwunderung — er befand sich — auf dem Kirchhofe; neben ihm lag sein Degen und folgender Brief:

„Lassen Sie sich die Geschichte dieser Nacht zur Warnung dienen. Schon lange schlich man Ihnen nach; das Frauentzimmer, welches Sie verfolgten, war mit uns einverstanden, und suchte Sie dahin zu leiten, wo wir es wünschten. Wir kannten Ihre Neigung zum Abentheuerlichen, und Sie gingen glücklich in die gelegte Falle. Ihr Tod würde die unausbleibliche Folge gewesen seyn, wenn es den Vorstellungen Ihres unbekannten Freundes nicht gelungen wäre, die Rache erfüllten Freunde des ermordeten Marco auf günstigere Gesin-

nungen zu bringen. Aendern Sie aber ja, wenn Ihnen Ihr Leben und Ihre fernere Ruhe lieb ist, Ihre jetzige Lebensart; man wird Sie genau beobachten, und davon allein hängt Ihr künftiges Loos ab.“

Wilhelm Flammer.

(Fortsetzung und Beschluß der in No. 4. ab-
gebrochenen Geschichte.)

Erschrocken sah Wilhelm sich um, und erblickte einen Mann, dessen Gesicht nicht nur Schadenfreude, sondern auch Verwunderung ausdrückte. — Es war der Förster dieses Dörschens und Eigenthümer des Gärtchens, der den heitern Morgen im Freien genießen wollte; der Monolog eines Unbekannten, den er hier hörte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich, er schlich näher, und fand ihn eben im Begriff, den tödlichen Schuß abzudrücken, als er ihn durch den bekannten launigten Einfall auf eine sehr nachdrückliche Art vom Selbstmorde rettete.

Er fragte ihn jetzt um die Ursache dieses schrecklichen Vorsatzes, und Wilhelm

war klug genug, seine Geschichte in ein solches Gewand einzukleiden, und mit solchen Bildern auszuschnücken, daß er das Mitleid des biedern, mit der Verstellungskunst unbekannten Mannes, in einem solchen Grade erregte, daß er ihm sein Haus anbot, und ihn in seinem Dienste beizustehen bat. —

Diese menschenfreundliche Behandlung rührte ihn bis zu Thränen, und wäre er weniger leichtsinnig gewesen, hätte er die schlüpfrige Laufbahn seines unbesonnenen Lebens nur im geringsten überdacht, so würde er die rettende Hand der Vorsehung und die warnenden Winke für die Zukunft, so wie die seltsamen Schickungen, durch welche sie den Lasterhaften so gern zu bessern wünscht, unmöglich verkannt haben. — Allein, kaum hatte er durch die jetzige Pflege und die nahrhafte Kost seines Wirths

die verlohrnen Kräfte wieder erlangt, so war jeder guter Vorsatz eben so leicht verschwunden, als das Andenken seiner vorigen schrecklichen Lage.

Neumann — so hieß der alte Förster — hatte eine Tochter, ein Mädchen, ganz so, wie sie aus dem reinen Schooße der Natur entspringt. Schon ihr erster Anblick hatte die strafbarsten Wünsche in Wilhelms Busen erregt, und nur die Ueberszeugung, bei einem so unverdorbnen Geschöpfe auf dem geraden Wege nicht zum erwünschten Ziele zu gelangen, ihn abgehalten, einen Angriff auf ihre altdeutschen Grundsätze von Ehre, Sittsamkeit und Tugend zu wagen. Jeden andern würde die liebenswürdige Unschuld dieses Mädchens gerührt haben; nur er, dem das stille Dorfleben viel zu einfach war, sann auf

ein feines Plänchen, sein wollüstiges Feuer in ihren Reizen abzufühlen.

Eines Tages überraschte er sie in einer Laube des Gartens, wo sie, heiter und vergnügt, ein fröhliches Liedchen sang, und dem muntern Chöre der bunten Vögel zusah. — Der Schlag des muntern Finken, der mit seinem Weibe liebetänzelnd auf den Nestern der Buche sich wiegte, der Schlag der angenehmsten Frühlingsfängerin, der Nachtigall, — dies alles erregte jetzt in Hannchens Busen eine ihr unbekannte Empfindung, und eine Sehnsucht nach Etwas, die sie sich nicht zu erklären wußte.

In dieser Stimmung überraschte sie der schlaue Verführer, der sich während der Zeit schon durch verschiedene kleine Dienste bei ihr einzuschmeicheln und ihr Vertrauen zu gewinnen bemüht hatte. Sein Gespräch ging bald auf den süßen

Genuß der Freuden der Liebe über, die er ihr so reizend zu schildern mußte, daß das verblendete Geschöpf, wie betäubt von dem ihr so anlockend vorgespiegelten Glück, sich jetzt weniger sträubte, als er es wagte, sie fest und brünstig in seine Arme zu schließen, und den neugeknüpften Liebesbund mit unzähligen Küssen zu besiegeln,

Die Unschuld eines Mädchens ist wie der Thau auf der Rose, und wird durch jede, auch noch so unschädlich scheinende, Berührung verwischt. — Durch Küsse wird die schlummernde Natur erweckt — Küsse sind Funken, welche das Feuer der Begierden nur zu schnell anfachen, die Sinne benebeln und ihnen die Kraft benehmen, sich wie es seyn sollte, zu vertheidigen, und sicher ist nie ein Mädchen um ihre Tugend betrogen worden, die standhaft oder keusch genug war, dem feurigen Geliebten den

ersten Kuß zu versagen. — Ach, möchte doch jedes Mädchen sich vor dem Augenblick hüten, wo der Geliebte zur Besiegung des geschlossenen ewigen Liebesbundes, wo Herz gegen Herz und Liebe gegen Liebe gegeben wird, den ersten Kuß brünstigen, innigen Verlangens auf die unentweihte Lippe des unschuldigen Mädchens drückt; wo die Empfindungen sich auflösen; die Seelen sich tauschen; die Herzen in einander schmelzen; Erd und Himmel schwinden, und die Schwache nur zu leicht vergift, daß es nur ein Kuß war, den sie erlauben wollte. —

Das gutherzige Hännchen, das ihrer Unwissenheit wegen allerdings zu bedauern war, erfuhr dies in der Folge zu ihrem großen Schaden, und ward durch die Sicherheit, mit welcher ihr Verführer sie einschläferte, so unvermerkt ins Garn gelockt,

und so fest in demselben verstrickt, daß sie nicht mehr fähig war, sich loszumwickeln. — Allein bald gingen ihr die Augen auf; bald sah das muntre, lustige Geschöpf blaß, in sich gekehrt und trübseelig aus; die blühende Rosenfarbe der Wangen verbleichte; der nagende Herzkummer fing an, auf der sonst sorglosen Stirne des ehemals harmlosen Geschöpfs seine Furchen zu ziehen; die muntern, lustigen Gesänge wurden nicht mehr gehört, und nicht selten saß sie einsam und tiefsinnig allein, und große Thrämentropfen ließen heiß und brennend die bleiche Wange herab.

Weit entfernt, daß dieser traurige Zustand unsern Helden in Bestürzung oder Bangigkeit wegen der Zukunft gesetzt hätte, bot er vielmehr alle seine gleißnerische Ueberredungskunst auf, sie zu trösten. Zwar war das arglose Hännchen leichtgläubig

genug, sich durch so täuschende Blendwerke einschläfern zu lassen, allein sie glaubte doch, ohnerachtet sie nicht das geringste Mißtrauen in die Schwüre ihres Verführers setzte, jetzt eine Kälte an ihm wahrzunehmen, welche ihr um so auffallender seyn mußte, da sie so sehr gegen seine vorige glühende Liebe abstach; und dies drückte ihren Muth so sehr zu Boden, daß sie wie ein Schatten verschwand.

Wilhelm, der unterdeß mit noch einigen andern Dorf mädchen geheime Liebeshändler angesponnen hatte, dachte jetzt auf nichts mehr, als auf eine gute Art den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und das Weite zu suchen. Beschäftigt mit diesem schändlichen Vorsatze, überraschte ihn eines Tages der alte Neumann, als er eben an Hannchens Busen lag, und sie nach seiner Art zu trösten suchte. — Mit starrem Auge
und

und offnem Munde blieb er einige Zeit vor dieser zärtlichen Gruppe stehen, bis endlich sein Grimm in Worte ausbrach. Allein kaum hatte sich das arme, betrogene Mädchen zu seinen Füßen geworfen, ihre Schuld bekannt und mit heißen Thränen seine Hände benetzt, als sich auch schon sein Born legte, und die väterliche Liebe ihre alten Rechte wieder in seinem Herzen behauptete. — Er schloß sie in seine Arme und vergieh ihr. —

Nun aber wendete er sich an Wilhelm, der in diesem Augenblicke das ganze Niederträchtige seiner schändlichen Unthat verabscheute, und von dem Bewußtseyn seiner Nichtswürdigkeit überwältigt, wie ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, mit zur Erde gesenkten Blicken da stand. — „Bösewicht!“ donnerte ihm grimmig der Alte entgegen, „den ich vom Selbstmorde

rettete, den ich liebeich in mein Haus aufnahm, lohnst Du meine Liebe so? Schlange, die ich in meinem Busen nährte, verlaß augenblicklich mein Haus! Nimm Dein beschwertes Gewissen mit Dir, und laß Dich von dem Gedanken: das häusliche Glück einer frommen Familie gestört zu haben, bis an den Tod foltern. Das Strafgericht des Herrn wird Dich finden, und nach Deinen Werken lohnen.“ —

Aber das gutherzige Hännchen bat für den Verbrecher, entdeckte ihrem Vater das gethane Versprechen: sie zu heirathen, und der gute Alte heiterte nach und nach die umwölkten Stirne wieder auf, vergab auch ihm, legte ihre Hände zusammen, und segnete sie. —

Auf Glammers Herz machte diese rührende Scene außerordentliche Wirkung, und es jammerte ihm in der Seele, daß er,

selbst wider seinen Willen, diesmal als Bösewicht handeln müsse, indem er, wegen seiner übrigen Liebes-Abentheuer, die ähnliche Folgen nach sich ziehen konnten, es nicht für rathsam fand, diese Entdeckung abzuwarten. — Indeß hätte er mehr als Unmensch seyn müssen, wenn er ungerührt und mit kaltem Blute diese gute Leute hätte verlassen können, die ihn, als einen Elenden, als einen Verzweifelten, als einen Bettler so großmüthig aufgenommen, ihn mit Wohlthaten überhäuft, und bei seiner verrätherischen Verletzung der Gastfreundschaft, so großmüthig verziehen hatten. Nein; ein so verhärteter Bösewicht war er noch nicht, nur verdrängten Schwelgerei und Wollust jeden guten Vorsatz wieder aus seinem Herzen, und ließen ihn nie zu Ausführung und That reifen.

Der zu seiner heimlichen Entweichung

bestimmte Tag nahte, und noch lag der Erdkreis tief in den Schleier der Nacht verhüllt und alle Bewohner des Dörfchens im sanften Schlummer, als er bereits auf der Lauer stand, dies friedliche Hüttchen zu verlassen. Schon war er in dem Garten, bis an den Ort, wo er vor einem halben Jahre sich ermorden wollte; die Blätter der Bäume umrauschten ihn, und schienen, vereinigt mit dem leisen Gemurmeln eines nahen Baches, ihm laut zuzurufen: „Ver-räther! Räuber der Unschuld!“ —

Dies durchschauerte ihn, und er beschloß, sie noch einmal, zum letztenmale zu sehen. — Hastig kehrte er wieder um, öffnete leise ihre Schlafkammer, warf sich vor ihrem Bette nieder, und weinte aufrichtige Thränen der Reue. Der Mond, der stille Zeuge so manches großen Verbrechens, aber auch so mancher edlen und guten

Handlung, leuchtete mit seinem silbernen Glanze ihr durch das kleine Fensterchen ins Gesicht; — er beugte sich über sie hin, Thränen entfielen seinen Augen und benetzten ihre Wangen, die durch einen schwärmerischen Traum von Glück und Liebe zu glühen schienen.

„Wie sanft sie schläft!“ rief er erschüttert aus; „Lebe wohl, lebe ewig wohl, und vergeihe Deinem Verführer!“ —

Noch einen Kuß drückte er nun noch auf die brennenden Lippen der armen Verlassenen, und dann floh er wie ein Räuber davon. — —

Unstet und flüchtig streifte er eines Tages in der schönen und volkreichen Stadt N. umher, und blieb endlich auf der dastigen berühmten Brücke einige Zeit stehen, um seiner Seele durch das bunte Gewühl der Schiffe und der Vorübergehenden eine

heitere Stimmung zu verschaffen, als sich unvermuthet ein schon ältslicher Mann in einem simpeln Oberrocke zu ihm gesellte, und in einer gebrochenen Aussprache, die einen Italiener verrieth, fragte: „Was fehlt Ihnen, mein Herr! Sie sehen so zerstreut?“ —

Wilhelm befremdete diese Anrede nicht wenig; er ahndete irgend eine hinterlistige Absicht und betrachtete den Unbekannten aufmerkssamer. Allein sein Gesicht verrieth nichts weniger als dieses, und schien zu jeder Bosheit zu redlich und edel. Er antwortete ihm daher auf italienisch, welche Sprache er in seiner Jugend ziemlich fertig gelernt hatte: „ob er ihn kenne?“ — Seine Muttersprache hier zu hören, heiterte das Gesicht des Alten ungemein auf; er hielt ihn für einen Landsmann, und ohne achtet ihn Wilhelm versicherte, daß er ein

gebohrner Deutscher sey, so faßte er ihn doch bei der Hand und sprach: „Kommen Sie nur mit, Signor! ich merke Ihr Anliegen wohl; Sie sind ein verlässener Fremdling? Mit einem Worte, Ihre Physiognomie gefällt mir, und da ich eben jetzt zu meiner Rückreise einen Gesellschafter wünsche, so soll es ihr Nachtheil nicht seyn, wenn Sie mich begleiten!“

Ohne Geld, ohne alle Ausichten ergriff Wilhelm ohne Bedenken diesen Vorschlag, folgte dem Unbekannten — der sich Pisani nannte — in sein Logis, und schon am folgenden Morgen eilten sie dem stolzen Venedig zu.

Kurz nach ihrer Ankunft ward dem Dogen zu Ehre eine Feierlichkeit begangen, an welcher auch Pisani mit unserm Wilhelm Antheil nahm. Das Gedränge der Gondeln war so stark, daß sie sich fast in den

Kanälen verstopften. Die des Pisani kam in die Nachbarschaft einer andern, in welcher zwei Nobili und eine alte Matrone nebst einem jungen liebenswürdigen Mädchen saßen. Seine ganze Aufmerksamkeit war nun auf dieses gerichtet, und so oft es nur theils der Anstand, theils die ihm hier so nöthige Vorsicht erlaubte, warf er ihr die bedeutendsten Winke zu, und bemerkte zu seinem nicht geringen Vergnügen, daß sie ihr nicht nur nicht entgingen, sondern auch sogar erwiedert zu werden schienen. Denn Wilhelm, dessen äußerlicher Zustand sich durch seine jetzige gute Lebensart gar sehr verbessert hatte, war wirklich noch artig und verführerisch genug, einem Mädchen Liebe einzusößen, da zumal ein gewisses Ansehen von Libertinage, ein bedeutender, wollüstiger Blick, der sich auf gemachte Erfahrungen deuten ließ, ihn

für manche bei weitem anziehender machte, als den unschuldigen Jüngling, der noch nicht weiß, daß Sittsamkeit und Bescheidenheit nicht immer die besten Empfehlungen sind. — Zu seinem Leidwesen schwand ihm jene Gondel bald aus den Augen, und so genau er auch Acht hatte, so konnte er sie doch nicht wieder zu Gesicht bekommen.

Am folgenden Tage, als er eben des Mittags zu Tische zu gehen im Begriff war, begehrte eine fremde, weibliche Person ihn allein zu sprechen, und händigte ihm dann ein Billet ein, worauf sie sogleich Antwort verlangte. Hastig erbrach er es, und fand folgenden Inhalt:

Signor!

Wenn Sie diejenige Person, welche Sie gestern aus Ihrer Gondel so aufmerksam betrachteten, zu kennen wün-

schen, so soll Ihnen Ihr Verlangen gewährt seyn. Sie ist die Tochter eines Nobili aus einer der ansehnlichsten Familien, und die Braut eines beschwerlichen Eifersüchtigen, den sie wider ihren Willen zum Gemahl wählen soll. Wissen Sie die Rechte eines Frauenzimmers, das man zu kränken im Begriff steht, zu schätzen, so vernachlässigen Sie ein Glück nicht, das man Ihnen anbietet. Antworten Sie der Ueberbringerin mündlich, entweder bejahend oder verneinend; im erstern Falle wird Ihnen morgen mit dem frühesten bestimmtere Nachricht zu Theil werden.

Dieser Brief setzte ihn in kein geringes Erstaunen; allein theils das tobende Feuer seiner erhitzten Leidenschaften und seine unersättliche Wollustbegierde, theils die anziehenden Reize des Mädchens, wirkten zu

lebhaft auf seinen Leichtsinn und auf seine Sinnlichkeit, als daß er noch hätte anstehen sollen, sich ihrem Dienst zu widmen. Erwartungsvoll brachte er die Zeit bis zum Morgen hin, wo die nehmliche Person wiederkam, und ihm, nachdem sie sich wegen seines Standes, Namens und übrigen Geschäfte genauer erkundigt hatte, zu folgen befohl.

Wilhelm entschuldigte sich wegen seiner Abwesenheit bei Pisani und folgte der Unbekannten, die ihn zu einer Gondel, die bereits auf sie gewartet zu haben schien, führte. Ihre Fahrt ging nach einer andern Seite der Stadt hin, und sie stiegen endlich vor einem wohlgebauten Hause aus, in welchem Wilhelm in ein sehr schönes Zimmer gebracht wurde.

Er hatte kaum die ihm hier vorgesetzten Erfrischungen genossen, als die auf der

Gondel wahrgenommene Schöne — die ich Antonie nennen will — hereintrat. Alle seine Begierden erwachten bei ihrem Anblick mit verstärktem Feuer, schneller jagte sein tobendes Blut durch die aufgeschwollenen Adern, und alle seine Gedanken drehten sich um den einzigen: Genuß. Er sank zu ihren Füßen. Sie hob ihn liebevoll auf, und er wagte es, sie zu umarmen, und ihre Korallenlippen und nur dünne verschleierten, vollen, elastischen Busen mit heißen, brennenden Küßen zu bedecken. Sie hinderte es nicht, erwiderte seine Küsse mit eben dem Feuer, und nur vielleicht die nöthige Vorsicht und große Eile verhinderte jede andere Thätlichkeit. Ihre Unterredung hatte die Berathschlagung ihrer Flucht zur Absicht, zu der sich Wilhelm sogleich bereitwillig finden ließ. „Wenn, schönste Antonie!“ stammelte er beim Ab-

schiede vollusttrunken; „wenn darf ich hoffen?“ — „Uebermorgen“ erwiderte sie, „wird Ihnen meine Dienerin Zeit und Stunde bestimmen. Nehmen Sie einstweilen als einen Beweis meiner Liebe dieses kleine Geschenk.“ Und hier überreichte sie ihm eine volle Goldbörse und ihr mit Juwelen eingefasstes Porträt. Noch eine Umarmung, noch ein Kuß, und sie verschwand, und Wilhelm ward wieder in der vorigen Gondel in die Gegend seiner Wohnung gebracht.

Schneckenähnlich schien ihm die Zeit bis zu dem bestimmten Termin vorüberzuschleichen, bis er endlich folgende Nachricht erhielt: „Es geht über alles Erwarten gut und glücklich, Signor! Zuccati, einer der Hauptspione von des Fräuleins Bräutigam, dem Grafen, hat ein Auge auf mich geworfen, und dies soll einen günstigen

Einfluß auf unser Vorhaben haben.“ — „Ist er aber nicht vielleicht ein listiger Verräther“ unterbrach sie hier Wilhelm, „und suchst Dich bloß auszuforschen, um uns desto sicherer ins Garn zu locken?“ — „Keinesweges, Signor! denn die Folge zeigt das Gegentheil. Er hat gestern Abend noch den Grafen, und durch dessen Vorschlage den Vater Antoniens dahin vermocht, daß die Hofmeisterin derselben, als eine gefährliche Person, abgelohnt und fortgeschickt, und ich an deren Stelle angenommen worden bin. Der Graf selbst hat mir gestern einige Zechinen zum Geschenk gemacht, und noch weit mehr versprochen, wenn ich auf Antoniens Schritte heimlich Acht haben, und ihm Kundschafft davon bringen würde; aber aus Liebe zu Ihnen, Signor! und meiner Gräulein, täusche ich ihn doch. — Hören Sie nun

den unveränderlichen Entschluß Antoniens: Da der Graf mit seiner Vermählung nicht länger verziehen will, und des Fräuleins vorgegebene Unpäßlichkeit für nicht so gefährlich hält, als daß sie nicht deswegen einige Minuten vor dem Altare ausdauern könne, so soll morgen die Trauung vor sich gehen. Morgen also, an diesem so kritischen Tage, finden Sie sich an dem bewußten Plage ein. Es wird Sie daselbst ein Fahrzeug erwarten, dessen Besitzer Ihnen den Anzug eines Gondoliers einhändigen wird. In diesen werfen Sie sich sogleich, eilen sodann hinter den Pallast des Marchese, und bleiben in einiger Entfernung davon halten. Wir werden hierauf den schickslichen Zeitpunkt wahrnehmen, uns durch die Flucht in eine abgelegene Wohnung, die Zuccati besorgen will, begeben, und daselbst den Augen der Nachforschen-

den so lange entziehen, bis wir in mehrerer Sicherheit an Bord eines Schiffes gehen, und Ihrem Vaterlande zueilen können.

Wilhelm versicherte ihr seines pünktlichen Gehorsams, und machte ihr einige Dukaten zum Geschenk, die sie nach langem Weigern endlich annahm und ihn verließ. — Furcht und Hoffnung, Wonne und Besorgniß kämpften jetzt in seiner Seele, und er beschloß, der Zerstreuung halber, sich noch einmal in Venedig umzusehen. —

Eben war er nachdenkend eine lange Straße durchwandelt, als ihn plötzlich jemand auf die Achsel klopfte, und zu ihm sprach: „Auf ein Wort, mein Herr!“ — Er wollte sich umsehen, aber in dem Augenblick war er schon zur Thüre eines Hauses hineingezogen. Hier fielen zwei Kerls über ihn her, warfen ihn zu Boden, verstopf-

stopften ihm mit einem Schnupftuche den Mund, und schleppten ihn dann an eine starke, mit Eisen beschlagene Thüre, die einer von ihnen sogleich aufschloß. Die Oeffnung derselben zeigte eine dunkle Treppe in einen Keller, die Wilhelm, bei der Unmöglichkeit zu entkommen, nicht ohne inneres Grausen hinabzusteigen gezwungen war. Als er unten war, hielt ihn der eine fest, indeß der andere ein Feuerzeug aus der Tasche langte und Feuer anschlug. Nun ging es durch einen finstern unterirdischen Gang, bis sie endlich eine Thüre öffneten und ihn hineinschleuderten.

Man stelle sich das Entsetzen Wilhelms vor, sich in dem Zeitpunkt seiner Befreiung beraubt zu sehen, da er der Erfüllung seines Glücks schon so nahe war! Wie sinnlos blieb er am Eingange stehen, und nachdem er sich endlich von seiner Betäubung

erholt hatte, überfiel ihn Grausen und Todesfurcht, denn er glaubte nichts anders als die Entdeckung seines Liebeshandels, und zitterte vor der Rache des aufgebracht und eifersüchtigen Grafen. Er fühlte in der Nacht, die diese Todtengruft umgab, ohne durch irgend einen einfallenden Lichtstral unterbrochen zu werden, umher, und fand nichts als starke Mauer. Seine von Schauder schlotternden Kniee stießen jetzt an einen gemauerten Sitz, auf welchen er sich voller Wehmuth seufzend warf.

Stunden, welche er in diesem peinlichen Behältnisse verbringen mußte, wurden ihm zu Tagen. Er griff in seine Taschen; weg war seine Schreibetafel, in welcher in einer verborgenen Kapsel seiner Antonie Bildniß verborgen lag; gleichfalls verschwunden war seine Börse. — Schon hatte

er in diesem Kerker vom Morgen seines Ausgangs bis zum Abend zugebracht, ohne irgend etwas genossen zu haben, als er endlich die erste jener Thüren eröffnen hörte, und kurz darauf die nemlichen Kerls mit einer Fackel zurück kamen, und ihm geduldig zu folgen befahlen, unter der Drohung: ihn, wosfern er auf der Straße die geringste Bewegung, oder einen Versuch zu seiner Befreiung wagen würde, augenblicklich niederzustoßen. Und hier zeigten sie ihm ihre Dolche.

Als er aus dem Keller gekommen war, fand er an der Thüre einen dritten Banditen, der ihm einen Mantel umwarf, worauf sie ihn durch einen bedeckten Gang des Hauses bis an eine Hinterthür brachten, aus welcher man sogleich in eine bereitstehende Gondel kommen konnte. Seine schändlichen Führer ruderten nun schnell

mit ihm fort, und ohnerachtet es schon Dämmerung, und Wilhelmen die Gegend, wo er sich jetzt befand, völlig unbekannt war, so drückten sie ihm dennoch den Hut dicht in die Augen. Endlich stiegen sie mit ihm vor einem Hause ab, wo er wieder nach einem unterirdischen Gewölbe gebracht wurde, welches jedoch ungleich leidlicher als das vorige war. Man setzte ihm ein brennendes Wachslight hin, und verschloß sogleich die Thüre.

Der Verzug bis zu seiner Abholung aus diesem Verhaft dauerte bis Mitternacht; dann kamen seine vorigen Führer zurück, verbanden ihm die Augen, und führten ihn durch einen Hof eine Treppe hinauf, wo ihm erst wieder die Binde abgenommen wurde. Er befand sich in einem großen prachtvollen Zimmer, welches durch silberne Wandleuchter erhellt wurde;

vor ihm stand ein Gestell wie ein Mahlergerüst, woran ein weißer Vorhang von Flor befestiget war, hinter welchem er einen Tisch mit drei Leuchtern besetzt, und eine Person durchschimmern sah.

Zu jenen zwei Banditen, die ihn hieher gebracht hatten, gesellten sich jetzt noch drei andere mit blanken Dolchen, und besetzten den Eingang. Ihre Gesichter waren in schwarze, leinene Capuschen, die über den Kopf gezogen waren, versteckt, und nur die Augen ganz frei. Zwei nahmen ihn nun in die Mitte, führten ihn dicht an den Vorhang, und einer leuchtete ihm in's Gesicht. Plötzlich trat eine reizende, in ein dünnes Nachtkleid gehüllte Dame hervor, deren Hälfte des Gesichts mit einer schwarzen Maske bedeckt war, gegen welche die glänzende Weiße ihrer feinen Haut trefflich abstach. Sie gab den

Kerls einen Verweis, daß sie sich in der Person geirrt, reichte dem bestürzten Wilhelm liebevoll die Hand, und bat ihn um Verzeihung, „Seyn Sie auch, wer Sie wollen, Signor! so haben Sie für Ihre Person weiter nichts zu befürchten; es ist auf einen treylosen Verräther gemünzt gewesen, für den man Sie wegen Uebereinstimmung der Kleider unbedachtsam genug angesehen hat. Doch kann ich diesen Irrthum nicht so hart ahnden, da er mich in Ihre Bekanntschaft gebracht hat, und vielleicht — setzte sie mit einer hulerischen Freundlichkeit hinzu — bin ich im Stande, Sie einigermaßen schadlos zu halten.“ — Sie stampfte hierauf mit dem Fuße etwas auf, und ein Mädchen erschien durch eine Seitenthüre, der sie den Befehl gab: Erfrischungen herbei zu bringen. Als dies geschehen war, sprach sie: „Signor! aus

Ihren abgenommenen Papieren sehe ich, daß Sie eine gewisse Marchese Vicondi lieben. (Wilhelm entfärbte sich) Erschrecken Sie nicht; ich werde von Ihren Geheimnissen keinen Gebrauch zu Ihrem Nachtheil machen. Sie haben zum Mitbühler eben die Person, welche auch mir einst ewige Treue schwur und mich dennoch schändlicherweise verließ, und in die Arme einer andern eilte.“ — Die Erfrischungen waren jetzt genossen und Wilhelm bat um seine Entlassung. „Schon verlassen wollen Sie mich? Signor!“ erwiederte Sie schmachkend. „Doch — setzte sie etwas empfindlich hinzu — die Reize Ihrer Antonie besitze ich freilich nicht.“ — Wilhelm entschuldigte sich in so schmeichelhaften Ausdrücken als er nur konnte, denn er sah wohl, daß Wollust die herrschende Leidenschaft der schönen Unbekannten sey. Endlich

sprach sie: „Ich will Ihnen einen Beweis geben, daß ich Verdienste zu beurtheilen und zu belohnen weiß. Erwarten Sie alles von meiner Ergebenheit; erwidern Sie Freundschaft mit Freundschaft, Sie werden dadurch Ihrer Neigung zu Antonien keinen Eintrag thun.“ — Sie faßte ihn nach diesen Worten bei der Hand, führte ihn auf ein weiches seidnes Ruhebetto, das so ganz der Wollust schmeichelte, setzte sich neben ihn, umschlang ihn mit allem Feuer erhitzter Begierden, und drückte ihn heftig an ihren vollen, entblößten Busen. Seine Sinnlichkeit ward sehr bald in Aufrubr gebracht, und er ward kühner in seinen Unternehmungen. „Ach Signora!“ sprach er, „warum verbirgt diese Maske mir nicht den übrigen Theil ihrer reizenden Gesichtszüge, warum — — „Geduld!“ unterbrach sie ihn; „Ihr Verlangen soll er-

fällt werden, aber nicht eher als morgen; heute ruhen Sie noch aus.“ — Hier stand sie auf, rufte auf oben erwähnte Art ihr Mädchen, und befahl ihr: ihm ein Schlafzimmer anzuweisen. —

Gegen Abend des folgenden Tages wurde er durch eine künstlich versteckte Tapetenthüre, die zu einer geheimen Treppe führte, in ein überall beleuchtetes und mit seidenen Tapeten versehenes Gemach gebracht. — Hier erblickte er auf einem prächtigen Ruhebette in der wollüstigsten Stellung seine Unbekannte. „Nur näher“ rief sie, „ich halte mein Versprechen!“ — Wilhelm gehorchte mit freudigem Beben, und die feurigsten, lebhaftesten Umarmungen und glühendsten Küsse waren die Einleitungen zu einem Vergnügen, das nur Italienische Wollust in so reichlichem Maasse zu verschaffen im Stande seyn soll. Unter

unaufhörlichen Schwelgereien brachte er fast die ganze Nacht hin, und nur endlich, von Kräften erschöpft, entschlummerte er in den bulerischen Armen seiner Kalypso. Sie hatte während des die Maske vom Gesicht genommen, mit der sie vorigen Abend abermals bedeckt gewesen war, und gönnte dem Ermatteten nur wenige Ruhe. Mit heißen, nach Genuß lechzenden Küssen erweckte sie ihn immer von neuem, und ihre stürmischen Begierden suchten noch den Rest seiner männlichen Jugendkräfte auszusaugen. Endlich stand sie auf, klingelte, und ihr Mädchen brachte das Frühstück. Von jetzt an kam sie nie mehr von seiner Seite, und im Schooße der Wollust durchlebte er sechs Tage mit ihr, während denen er, von Wein und Liebe berauscht, Antonien fast ganz vergaß, oder doch nur gleichgültig an sie dachte. Allein der allzuhäufige Ge-

muß hatte ihm Ekel verursacht, und sein
 entkräfteter Körper forderte Erholung. An-
 toniens Bildniß erwachte mit neuer Stärke
 in ihm, und er war nun erst recht fähig
 über die vereitelte Flucht mit ihr nachzu-
 denken. Jedoch sein Leichtsinm hoffte alles
 zum Besten zu kehren, und er drang nun
 stärker als je in seine Unbekannte ihn zu-
 rückbringen zu lassen, welches sie ihm auch
 endlich, wiewohl ungern, bewilligte. —
 „Hier Signor!“ sprach sie beim Abschiede,
 „nehmen Sie diese goldene Tabatiere als
 ein Zeichen meiner Ergebenheit, und zu-
 gleich als Schadloshaltung für den Ihnen
 zugefügten Schreck, und denken Sie bis-
 weilen an die Geberin derselben, an Bian-
 ka. — Leben Sie wohl!“ Und hiermit
 verschwand sie. Ihr Mädchen brachte ihn
 hierauf in eine Gondel, überreichte ihm
 seine Börse und Antoniens Porträt, das

man ihm abgenommen hatte — und er ließ sich in die Gegend seiner Wohnung bringen.

Pisani erschrock nicht wenig bei seiner unvermutheten Erscheinung, denn er hatte ihn schon längst durch irgend eine Hinterlist oder einer ausgesponnenen Liebesgeschichte wegen für ermordet gehalten, und desto größer war jetzt seine Freude, als er ihn unverseht wieder sah, da er ihn durch den immerwährenden Umgang wirklich lieb gewonnen hatte.

Aber der Leichtsinnige hatte keine Ruhe, und eilte dem Hause zu, in welchem er Antonien gesprochen hatte. Die Wirthin desselben empfing ihn sehr gleichgültig und kalt. „Was suchen Sie noch hier, Signor?“ redete sie ihn verächtlich an; „wahrlich die Deutschen müssen einen hohen Grad von Unverschämtheit besitzen, da Sie es

noch wagen können, diesen Ort zu betreten! — Folgen Sie meinem Rath, und fliehen Sie sogleich aus dieser Stadt, denn Antonie, durch Ihren Wankelmuth in die äußerste Verlegenheit und Gefahr gestürzt, bereut nicht nur ihren Leichtsinn, sondern sinnt auch auf die empfindlichste Rache. Ihre Jugend, Signor!, jammert mich — sonst — fliehen Sie, mehr sage ich nicht.“

Allein unschlüssig stand Wilhelm da, und bat die Matrone höflich, ihn nicht zu verlassen, und seine Erzählung anzuhören, welche seine Unschuld deutlich genug beweisen würde, und seiner Erkenntlichkeit versichert zu seyn. Dies machte sie etwas geschmeidiger. Sie hörte die Geschichte, die er ihr, bis auf das verliebte Abenteuer mit Bianken, treu erzählte, an, und versprach endlich zu versuchen, ob sie noch etwas zu seinem Besten zu thun vermögend

wäre. Sie ging auch sogleich unter dem Vorwande irgend eines Gewerbes in den Pallast des Marchese, und kam nach drei langen Stunden, während welchen unser Wilhelm in abwechselnder Furcht und Hoffnung sein Schicksal erwartete, in Begleitung von Antoniens Hofmeisterin zurück. „Ei, ei, Signor!“ sprach diese, „welchen Gefahren hätte Ihre Unvorsichtigkeit uns aussetzen können. Das Fräulein ist so außer sich gesetzt worden, daß ihre verstellte Krankheit sich in eine wirkliche umgewandelt hat. — Das Vermählungsfest kam, und sie war ihrem Schicksal überlassen. Zwar mußte es bei jetzigen Umständen verschoben werden, allein die zu scharfsichtigen Aeltern argwöhnen die Wahrheit, daß sie mit einem andern in einem geheimen Verständnisse stehe, und dringen nun stündlich in sie, es zu gestehen; widrigen-

falls bedrohen sie ihr mit einem Kloster. Auch der argwöhnische Graf hat die Zahl seiner Spione vermehrt, und es wird jetzt weit schwerer halten das Unternehmen auszuführen,“ — „Eine beherzte Liebe überwindet alle Hindernisse!“ unterbrach sie Wilhelm; „ich will es wagen in einem Briefe Antonien mein gehabtes Unglück vorzustellen, und Sie um die Fortdauer ihrer Liebe und Erfüllung ihres Versprechens zu bitten.“ Er that es sogleich, und bat so schön, so rührend, wußte seinen Unfall mit solchen beweglichen Bildern auszuschnücken, daß er schon am andern Tage folgende Antwort erhielt:

Signor!

Noch will ich Ihnen diesmal verzeihen und glauben, daß sie unschuldig sind. Die tödtliche Unruhe, welche Sie

mir verursacht haben, kann Ihnen meine Elvire sagen. Wenn die verabredete Flucht nicht noch morgen in der Dämmerung vor sich geht, so sind wir ohnfehlbar auf immer getrennt, und mir bleibt dann nichts übrig, als im Stillen mein unglückliches Schicksal in der verhassten Gesellschaft eines aufgedrungenen Gemahls zu betheuern.

Antonie.

Nun traf er alle Vorbereitungen zur morgenden Flucht, packte alle seine erhaltenen Kostbarkeiten, deren Werth sich ohngefähr auf einige tausend Thaler belaufen mochte, zusammen, und erwartete so die bestimmte Stunde. Schlaslos brachte er die ganze Nacht zu, und ehe noch der Tag graute, befand er sich schon an dem bezeichneten Orte. Er fand bereits die Gondel auf ihn warten, wechselte schnell seine

Klei:

Kleider, und begann das gefährvolle
Wagestück.

Sie waren kaum eine Strecke Weges
fortgerudert, als plötzlich ein Trupp Ebir-
ren auf sie zukam. Sie befahlen ihnen zu
halten. „Habt ihr etwa das entsprungene
Liebespärchen?“ riefen einige von ihnen,
sprangen sogleich in die Gondel, und sahen
unter die Sitze und überall umher. Als sie
niemand fanden, ließen sie sie ungestört
weiter. „Das spukt vor, oder gilt mir
selbst!“ dachte Wilhelm, und so gelangte
er unter Zittern und Bagen in der Gegend
von des Marchese Pallast an. Hier stieg
der Schiffer aus, und stellte sich an den
Ort, wo Antonie herkommen mußte, um
ihr das Zeichen ihres Daseyns zu geben.
Jetzt winkte diese; Wilhelm ruderte näher;
der Schiffer bestieg wieder die Gondel; und
höher schlug nun jenem das Herz, je näher
Antonie kam — als plötzlich ein unbekannt-

ter, in Officiers-Uniform gekleideter Herr mit einem jungen Frauzimmer, im Gefolge dreier Bedienten sich in seine Gondel warf, ihm einige Goldstücke in die Hand drückte, und eilig in die Gegend des Hafens zu rudern befahl.

Hier half kein Widersprechen. „Fahr zu, Kanaille!“ schrie er wüthend und zog seinen Degen. Wilhelm war außer sich, Thränen zitterten vor Bath in seinen Augen, Antonie rang verzweifelt die Hände — und doch, wollte er nicht massacrirt und in's Wasser geworfen seyn, mußte er — aber mit welchem Herzen! — dem Gebote Folge leisten, und seine eigene Unternehmung aufgeben, um die eines Fremden zu beschleunigen, der wahrscheinlich eine ähnliche wagte. Dieser zeigte ihnen nun von Kanal zu Kanal, wo sie ihren Weg zu nehmen sollten. Wilhelm verließ endlich seine Kräfte, und einer der Bedienten

stieß ihn vom Ruder, daß er fast sinnlos auf einen Sitz zurücksank, und ergriff es selbst. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem kleinen Fischerhäuschen. Sein Gehülfe, der Eigenthümer der Gondel und Mitwisser des ganzen Plans, suchte ihn zu trösten, und erbot sich nach Venedig zurückzuschiffen und Erkundigung einzuziehen. Allein seine Rückkunft machte ihn nicht ruhiger. „Es ist alles verloren!“ war seine Anrede; „seyn Sie froh, daß Sie hier und in Sicherheit sind. Der unruhige Graf hat heute Morgen Antonien so früh ausgehen sehen, Argwohn daraus geschöpft, seinen treuen Bedienten schleunig nachgeschickt, und durch diesen alles erfahren. Sie ist sogleich mit ihm verbunden worden, und muß auf eins seiner entferntesten Güter mit ihm reisen; Elvire aber soll ihre Treue in einem Kloster büßen. Denken Sie ja auf Ihre Sicherheit; denn

allenthalben sind Spione, Ihren Aufenthalt zu erforschen, nachgeschickt worden.“

Wilhelm faßte hier sogleich den Entschluß, in sein Vaterland zurückzugehen und das betrogene Hannchen zu ehelichen, warf sich aus dieser Absicht in die Kleidung eines Handwerksburschen, ließ sich einen Paß besorgen, und langte glücklich in Amsterdam an.

Kaum hatte er sich hier wieder seinem Stande gemäß gekleidet, alle seine Kostbarkeiten, bis auf Antoniens Bildniß, in baare Münze umgesetzt, als es auch schon mit verdoppelten Schritten dem schönen Berlin zuging, über welches ihn der nächste Weg nach Hannchens Dörschen führte. Allein bei dem Anblick dieser schönen Stadt und ihren mannichfaltigen Vergnügungen, schwand bald jeder Gedanke an das arme Hannchen, und er beschloß einige Zeit hier

zu verweilen, und von seiner langen Reise auszuruhen.

Da an diesem Orte öffentliche Tempel der Freude gestattet wurden, so ward die Neugierde unsers Helden nicht wenig gereizt, die innere Einrichtung und Verfassung eines solchen Hauses näher kennen zu lernen, und mit freudigem Erwarten schlenderte er eines Abends in eines derselben hinein. Leider aber gehörte dieses eben nicht unter die ersten dieser Art, welche hier errichtet waren, in welchen Luxus und Geschmack sich vereinigt zu haben scheinen, die gröbere Sinnlichkeit zu verfeinern, die feinere Empfindung in's Spiel zu mischen, selbst unser Herz zu interessiren, und durch anziehende Reize ein körperliches Bedürfniß bis zu einer Geisteserholung zu erhöhen, sondern vielmehr zu jener niedrigen Klasse, wo Unverschämtheit und Schamlosigkeit den Sitz führen; wo viehische Aus-

gelassenheit die liebenswürdige Tugend, Sittsamkeit verdrängt, und niedrige Wollust den schönen Namen Liebe schändet; wo der edlere Theil der Schöpfung, der Mensch, unter das Thier herabsinkt, und die schönere Hälfte der Menschheit ihre Natur verläugnet und sich zur schamlosen, feilen Neze erniedriget; wo Schamhaftigkeit erloschen ist, und das Laster jede liebenswürdige Tugend ertödtet; wo Krankheit und Elend im Hinterhalte lauern und Tod und Verderben ihre Neze ausgespannt haben: — kurz, eines jener schändlichen Häuser, die Leib und Seele vergiften, und die Quelle namenloser Körper- und Geistesgebrechen sind. — Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß er hier ein so buntes Gewühl verschiedener Menschenklassen antraf, die zur Erholung ihrer Tagesarbeiten sich eine kleine Zerstreuung verschaffen wollten, und von denen er so-

gleich als eine alte Bekanntschaft, auf's zuvorkommendste empfangen und mit offenen Armen aufgenommen wurde.

Gleich beim Eintritt kam ihm die Wirthin, eine dicke, fette Fleischmasse entgegen, bewillkommte ihn mit einem traulichen Handschlage, und führte ihn in einen Saal, wo er die Mädchen in voller Beschäftigung antraf, die Falten der Stirne bei den Untwerfenden zu ebenen, und Mißmuth und Trübsinn durch Fröhlichkeit und Muthwillen zu verschleichen.

Die Ankunft eines neuen Gastes — den sie überdies an seiner Sprache als einen Ausländer erkannten — dessen glänzender Anzug eine gespickte Börse muthmaßen ließ, feuerte die Dirnen um so mehr an, ihn für diesen Abend zu erhaschen; und alle Zanbertänste der Wollust wurden hervorgesucht, einander den Rang abzulaufen.

Karoline — so will ich sie nennen

— galt in diesem Hause als die erste Schönheit, und würde in jeder Rücksicht dieses Prädikats würdig gewesen seyn, wenn nicht die Spuren ihrer Ausschweifungen dem prüfenden Auge sich zu deutlich gezeigt hätten. Denn schon als aufblühende Knospe, in dem zartesten Mädchenalter von vierzehn bis funfzehn Jahren, wo die Natur erst ihr Werk beginnt, und die schlafenden Gefühle mit dem anziehendsten Reize der Schönheit, der liebenswürdigen Schamhaftigkeit vereinigt, erweckt, ward sie von ihrer Rabenmutter an einen alten Wollüstling verkuuppelt, und auf diese Art von der Bestimmung der schönern Hälfte der Menschheit geradezu entfernt. Bald gab sie sich jedem Preis, bis sie endlich ein Andenken bekam, das sie nöthigte, den Weg zur Charité zu suchen. Mit dem Verlust so mancher Schönheit verließ sie zwar diese wieder, allein ihr voriger Ruf

war dahin, und sie war jetzt froh, daß sie in gegenwärtigen Freudentempel aufgenommen wurde. — Diesem Mädchen gelang es wirklich, Wilhelmen zu kapern, und ihn durch Ausbietung aller Künste der Schmeichelei, Verführung und Wollust — die sie um so meisterhafter verstand, da sie von ihrer frühesten Jugend an dieses schändliche Handwerk getrieben hatte — so zu fesseln, daß der Verblendete das Blondinchen so sehr nach seinem Geschmack fand, daß er ihr versprach, sie aus diesem Hause hinwegzunehmen, und zu seiner künftigen Gesellschafterin und Gespielin zu erkühren. —

Es geschah, und das lustige Leben nahm durch diese neue Verbindung nun erst recht seinen Anfang, und zog den leichtsinnigen Thoren in den tiefsten Abgrund von Verschwendung und Ausschweifung, indem die schlaue Buhlerin, nach Art jener feilen Kreaturen, vorzüglich darauf bedacht

war, ihn nicht zu sich selbst kommen zu lassen. Aus dieser Absicht war sie sorgfältig bemüht, ihm den Pfad des Elends aufs angenehmste zu ebenen und so viel als möglich mit Rosen zu bestreuen, theils um die hier und da verborgenen Abgründe damit zu bedecken, theils seine Sinne zu benebeln und in täuschenden Schlummer zu wiegen.

Wirklich gelang ihr dieses auch vortrefflich, und einige Zeit ging alles herrlich und in Freuden. Als er aber jetzt seinen letzten Schatz — Antoniens Portrait — springen ließ, da schien er doch etwas nachdenkender zu werden, und das jammernde Hännchen stand lebhaft vor seiner Phantasie.

Eben kam er nach einer durchschwärmten Nacht, an der seine Blondine, vorgegebener Kopfschmerzen halber keinen An-

theil genommen hatte, zu Hause, und fand folgenden Brief auf seinem Tische:

Mein Herr!

Sie werden sich nicht wundern, daß ich mich von Ihnen entferne, da ich merke, daß Ihr jetziger glänzender Aufwand sich bald enden, und Ihnen vielleicht nichts als den Bettelstab — den ich keinesweges mit Ihnen zu theilen gesonnen bin — zurücklassen wird. Um so weniger trug ich Bedenken, Ihren noch übrigen Geldvorrath mir zuzueignen, und ruhig und zufrieden von demselben mir anderstwo ein paar gute Jahre zu machen.

Leben Sie wohl!

Karoline.

Mit der Tollwuth eines Verzweifelten zerriß er diesen Brief, raufte sich die Haa-

re aus, knirschte fürchterlich, gleich einem Rasenden, mit den Zähnen, und vermünschte mit den abscheulichsten, schrecklichsten Flüchen sich und sein vermaledaites Schicksal.

Durch diesen Verlust sah er sich genöthiget, was er zur Nothdurst entbehren konnte, zu verkaufen, um nur noch einige Zeit wenigstens sein unglückliches Leben zu fristen. Allein bald war auch dieses aufgezehrt, und ohne Geld schlich er an einem harten Wintertage zum Thore hinaus. —

Einige Zeit trieb er sich in der grimmigsten Kälte von einem Orte zum andern, und sah sich gezwungen, um nicht Hungers zu sterben — zu betteln. Dieses elende Leben, das dem verzärteltesten, weichlich erzogenen, durch Ausschweifungen entnervten Schwächling unmöglich behagen konnte, zog ihm endlich eine Krankheit zu, die ihn gänzlich elend und zu einem wahrhaften Gegenstand des Mitleids machte.

An einem Abende, wo das unzählige Heer der Sterne am blauen Himmel prangte, der Mond mit seinem matten, melancholischen Schimmer die beschneite Erde erhellte, irrte der unglückliche Wilhelm noch immer umher, in der Hoffnung, daß sich irgend eine mitleidige Seele seiner erbarmen, und ihm ein Abendbrod und Nachtquartier zukommen lassen werde. Jämmerlich schüttelte ihn der Frost zusammen, mit Ungestüm quälte ihn sein hungriger Magen — als das Bellen der Hunde und ein in der Ferne blickender Lichtschimmer ihn wieder ein wenig aufrichtete. Er raffte den letzten Rest seiner erschöpften Kräfte zusammen — allein es war unmöglich — er konnte nicht weiter. — Entkräftet, abgezehrt, hilflos und verlassen sank er, unvermögend weiter zu kommen, im freien Felde an der Landstraße nieder, und — rang mit Verzweiflung! —

Als die Morgendämmerung anbrach, ward ein Vorüberreisender den vor Kälte erstarrten und halbtodten Unglücklichen ge-

wahr, nahm ihn aus Mitleid mit bis ins nächste Dorf, von wo er dann durch die Gerichte in das in der nächsten Stadt sehr ansehnliche Krankenhaus geschafft wurde.

Der Arzt fand ihn sehr matt, und alle Anzeigen eines hitzigen Fiebers bei ihm, das auch in weniger Zeit mit solcher Heftigkeit ausbrach, daß er einige Tage zwischen Tod und Leben schwankte. Nachdem er aber dieses Uebel gehoben zu haben glaubte, brach ein anderes, weit fürchterlicheres aus, das vermuthlich ein Andenken von seinem Blondinchen seyn mochte, eine Krankheit — die man lieber verschweigt als nennt. — —

Hier lag nun der ehemals blühende Jüngling, ausgesteuert von der allgemeinen Mutter mit Schönheit und Reichthum, mit allen Ansprüchen auf Glück, Ehre und Zufriedenheit; mit allen den herrlichen Anlagen körperlicher und geistiger Talente, dem jedes Herz entgegenschlug, jedes Mädchen mit Wohlgefallen betrachtete, dessen glühende Wangen die aufblühende Rose an

Schönheit beschämte, dessen feuriges Auge so sprechend Liebe heischte und gab — schwach, kraftlos und abgezehrt, wie das Bild der Verwesung, gebrandmarkt von jenen scheusslichen Lastern, die sich an den Menschen selbst rächen, hilflos und verlassen, arm und elend, nackt und bloß, in Gesellschaft des niedrigsten Auswurfs der Menschen — im Lazareth; verfluchte sein Geschick und verwünschte sein Daseyn.

In diesem schrecklichen Zustande bat er sich einen Geistlichen aus. Dieser erschien, und nachdem er ihm die ganze Geschichte seines Lebens ohne Heel erzählt hatte, brach der würdige Mann, mit aufgehobenen, zum Himmel empor gerichteten Händen in die Worte aus: „Herr, gehe nach deiner großen Barmherzigkeit mit diesem Sünder nicht in's Gericht!“ —

Wilhelm bezeugte die bitterste und innigste Reue — fügte sich geduldig dem Ausspruch des Arztes, daß er nicht mehr lange zu leben habe — empfing das Abendmal —

und verschied nach einigen Tagen in einem ziemlich ruhigen Gemüthszustande. —

Still und zur Nachtzeit verscharrte man den elenden Rest des unglücklichen, sich selbst aufgeopfertn Jünglings, wandte sich mit Ekel von ihm weg, und floh wie vor einem Scheusale, dessen Geruch gleich dem ansteckendsten Gifte alles um sich her verpestet. Kein theilnehmender Freund folgte seiner Leiche; keine Thräne entfloß bei seinem Grabe einem mitleidigen Auge! —

Mit Abscheu und Entsetzen zeigt man sein Grab, auf welches der würdige Geistliche ein Kreuz setzen ließ, auf dem man die Worte las:

„Schreckliches Opfer des Leichtsinns
und der Wollust!“

1526057

Goe 2510(5)

ULB Halle

3

006 845 614





reund.

800.
dem Jüngern.